

## Rezensionen

Udesh Pillay, Richard Tomlinson & Orli Bass (Hg.): *Development and Dreams. The Urban Legacy of the 2010 Football World Cup*. Cape Town: HSRC Press 2009, 316 Seiten

Südafrikas *Human Sciences Research Council* hat sich mit diesem Sammelband die Aufgabe gesetzt, die wahrscheinlichen Konsequenzen der Fussballweltmeisterschaft 2010 für die Wirtschaft des Landes und seiner Städte, für die Infrastrukturentwicklung und für die Zukunft von afrikanischer Identität und Kultur zu analysieren. Die Einleitung legt die Tonart fest: Die FIFA, die schon bei der WM 2006 in Deutschland 2,6 Mrd. US\$ an Einnahmen verbuchen konnte, wird 2010 noch einmal um mindestens 25 % mehr einnehmen. Durch den Verkauf von Fernsehrechten sowie durch Partnerschaftsverträge mit Großkonzernen und Sponsoren erzielt die FIFA gewaltige Profite; die daraus resultierende Machtstellung nützt sie in den Verhandlungen mit den lokalen Organisatoren gnadenlos aus. Für die gastgebenden Länder und Städte kann man von vergleichbaren Profiten jedoch keineswegs ausgehen. Die Ankündigung der Regierung, mit den vorgesehenen Ausgaben in Höhe von 30 Mrd. Rand würde die Arbeitslosigkeit halbiert und eine gewaltige Steigerung des Prokopfeinkommens in Gang gesetzt werden, wird sich mit Sicherheit nicht erfüllen. Schon für die WM in Deutschland lässt sich allenfalls ein sehr bescheidener ökonomischer Nutzen feststellen. Fundierte Prognosen für Südafrika sehen angesichts enormer Kostensteigerungen noch düsterer aus. Was die WM für

Deutschland brachte, war jedoch ein bedeutsamer Imagegewinn im internationalen Ansehen – und das Gleiche erhoffen sich die Autoren auch für Südafrika: eine Korrektur des durch das koloniale *Othering* produzierten Negativbildes des Kontinents.

Mit ökonomischen Kosten-Nutzen-Analysen befassen sich vor allem die Beiträge von *Glynn Davies* („Managing the alchemy of the 2010 Football World Cup“), *Stan du Plessis* und *Wolfgang Maennig* („Initial dreams and sobering economic perspectives“) sowie in auf den Tourismus eingeschränkter Perspektive *Scarlett Cornelissen* („Sport, mega-events and urban tourism“) und *Doreen Atkinson* („The 2010 World Cup and the rural hinterland“). *Davies* weist darauf hin, dass man bei den Kosten unterscheiden muss zwischen a. direkt für das Turnier getätigten Ausgaben (z.B. Stadien und Zufahrtswege, aber auch Sicherheitsvorkehrungen und medizinische Dienste), b. Ausgaben, die irgendwann später ohnehin getätigt worden wären (Transport-Infrastruktur z.B.), und c. Ausgaben, die für das Event getätigt werden, aber der Wirtschaft auch längerfristig nützen (Tourismus z.B.). Er errechnet, dass für den ersten Posten rund 15 Mrd. Rand eingeplant waren (eine Summe, die wohl um 20 % überschritten werden wird), für Posten 2 und 3 zusammen etwa 400 Mrd. *Du Plessis* und *Maennig* liefern eine Liste mit den Baukosten für die einzelnen Stadien – genau wie *Davies*, ohne dass die Daten der beiden Artikel miteinander abgeglichen würden (der eine Beitrag rechnet zudem in Rand, der andere in US\$). Sie liefern darüber hinaus eine

Liste mit den Einnahmen des deutschen Organisationskomitees 2006, die ein – gemessen an den FIFA-Profiten allerdings winziges – unverhofftes Plus aufwies, weil weit mehr Eintrittskarten als erwartet verkauft worden waren; in Südafrika sei mit solchen Zusatzeinnahmen nicht zu rechnen, trotz (oder wegen) der für Südafrikaner aufgrund ihrer niedrigeren Einkommen verbilligten Tarife. Ansonsten referieren sie eine Reihe von Kosten-Nutzen-Analysen zur WM in Deutschland, aus denen z.B. hervorgeht, dass es eher marginale Wirtschaftssektoren waren, die definitiv einen Nutzen aus dem Event zogen, Bierbrauereien vor allem, daneben Wechselstuben und Tischfußballproduzenten. Ferner referieren sie, dass die Zahl der Hotelübernachtungen in Deutschland im Juni 2006 im Vergleich zu Juni 2005 um 2,7 % zurückging, in München gar um 14,3 %, in Berlin um 11,1 % (die Einnahmen der Hoteliers allerdings gingen wegen Preiserhöhungen nicht zurück) – eine Angabe, die in dem Band bei jeder passenden Gelegenheit wiederholt wird (z.B. S. 9, 61, 68, 96, 136). Insgesamt zeigen sich die beiden Autoren bezüglich der ökonomischen Folgen der WM 2010 gemäßigt optimistisch. *Cornellissen* und *Atkinson* widmen ihre Aufmerksamkeit dem Problem, wie das Event für Tourismus-Marketing genutzt werden könne, *Cornellissen* mit Bezug auf die gastgebenden Städte, *Atkinson* für das agrarische und weitgehend aride Hinterland von Cape Town. Beide kommen zu dem nicht allzu überraschenden Ergebnis, man müsse es fertigbringen, „new destination brands“ für die Städte bzw. Regionen zu kreieren, unverwechselbare Markenzeichen wie Mercedes

oder Coca Cola, dann würde das mit dem Tourismus schon hinlänglich sein.

Mit den Konsequenzen des Events für die Armen Südafrikas befassen sich explizit drei Beiträge: *Udesh Pillay* und *Orli Bass*: „Mega-events as a response to poverty reduction“, *Claire Bénit-Gbaffou*: „Democracy and displacement in the Greater Ellis Park Development Project“ und *André Czeglédy*: „The 2010 Football World Cup and expectations of benefit in Johannesburg“. *Bénit-Gbaffou* analysiert das Stadtentwicklungsprojekt, mit dessen Hilfe das Umfeld des WM-Stadions von Ellis Park in Johannesburg, das teilweise an slumartige und wenig dicht bebaute Wohnviertel angrenzt, saniert und verschönert werden soll. Zentrales Instrument ist das „Better Building Programme“. Es funktioniert folgendermaßen: Wenn ein privater Investor bereit ist, ein heruntergekommenes Gebäude zu kaufen, begleicht die Stadt alle Zahlungsrückstände (die bei Wasser und Strom oftmals Millionen Rand betragen), und der Investor kann das Gebäude praktisch zum Nulltarif erwerben unter der Bedingung, dass das Gebäude renoviert und instandgesetzt und Überbelegung vermieden wird. Ansonsten gibt es keine Auflagen, weder Mietpreiskontrollen noch Verpflichtungen zur Beteiligung an den Kosten für öffentliche Güter. Massenhafte kurzfristige Kündigungen für Mieter (dokumentiert vor allem bei *Czeglédy*) sind die wenig überraschende Folge. Gegenüber Straßenhandel und sonstigen informellen Aktivitäten propagiert die Stadtverwaltung von Johannesburg eine „Null-Toleranz-Strategie“, was, wie *Czeglédy* und *Bénit-Gbaffou* übereinstimmend konstatieren, als direkt gegen

die arme Bevölkerung gerichtete Politik angesehen werden muss. Der Johannesburg-Bezug verleiht diesen beiden Artikeln eine historische Konkretion, die dem Beitrag von *Pillay* und *Bass* etwas abgeht. Dafür finden sich dort allgemeinere Überlegungen zu den Hoffnungen auf Armutsreduzierung durch Mega-Events. Sie beziehen sich vor allem auf alternative Anlagemöglichkeiten für die in das Event investierten öffentlichen Gelder; anderswo investiert hätten diese möglicherweise stärker armutsreduzierende Effekte. Spezifischer weisen *Pillay* und *Bass* darauf hin, dass der mit solchen Events verbundene Bauboom regelmäßig die Immobilienpreise in die Höhe treibt – und damit auch die Wohnkosten für die ärmere Bevölkerung.

Der aus der Austragung der WM möglicherweise resultierende Wohlfühl- und Imagegewinn wird in fast allen Beiträgen des Bandes angesprochen. In dem schon erwähnten Artikel von *du Plessis* und *Maenning* wird er für Deutschland sogar zahlenmäßig erfasst, u. a. mittels des „WTP-Indexes“, für den 500 Menschen befragt wurden, ob und gegebenenfalls wie viel Geld sie für öffentliche Zwecke zu spenden bereit wären (was für ein irres Maß!). Und siehe da, nach der WM waren es bedeutend mehr als davor. Gleiches erhoffen sich die Autoren auch für Südafrika. Seriöser sind die Beiträge von Orli Bass „Durban 2010 and notions of African urban identity“ und André Czeglédy „A World Cup and the construction of African reality“. *Bass* ist (mit Achille Mbembe) der Überzeugung, die Austragung der WM in Südafrika habe sich dann und nur dann gelohnt, wenn sie dazu beitrüge, afrikanische Identität zu stärken und

das Afrikabild in der Welt grundlegend zu verändern. Aber, so fährt sie fort, afrikanische Identität sei keine einheitliche, in sich geschlossene, sondern eine variable Größe; und je nachdem, worauf der Akzent liege, ergäben sich sehr unterschiedliche Konsequenzen. Unter diesen Voraussetzungen analysiert sie die Bilder, mit denen sich (der WM-Austragungsort) Durban und das umliegende KwaZulu-Natal der Weltöffentlichkeit zu präsentieren suchen. Das Ergebnis ist spannend: Während sich die Stadt Durban als moderne, sowohl afrikanische als auch weltläufige Großstadt darstellen will, beschwört KwaZulu-Natal in seiner Kampagne mythische Ideen vom Zulu-Königreich als einem ländlichen, von wilden Tieren und malerisch kostümierten Eingeborenen bewohnten Paradies, und perpetuiert damit gerade die stereotypen kolonialen Repräsentationen von afrikanischer Kultur und Identität. Wie die beiden Kampagnen zusammengeführt werden können, bleibt offen. Für *Czeglédy* schließlich ist die WM die Chance, das Bild von Afrika, das die kolonialen Mächte in den Jahrhunderten ihrer Herrschaft konstruiert und dem Kontinent übergestülpt haben, endlich zu zerstören. Er ist überzeugt, dass der *World Cup* die Wende bringen wird, die all jene verzerrenden historischen Ablagerungen zerbrechen und Afrika seine Angelegenheiten in die eigenen Hände nehmen lassen wird; denn hierzu brauche es nicht in erster Linie Diplomatie, sondern lebendige Erfahrungen und Emotionen, wie die einer WM. Sein Wort in Gottes Ohr!

Zwei Beiträge fallen aus dem durch die Einleitung gesetzten Rahmen etwas heraus: *Christoph Haferburg*, *Theresa*

*Golka* und *Marie Selter*: „Public viewing areas: Urban interventions in the context of mega events“ und *Margot Rubin*: „The offside rule: Women’s bodies in masculinised spaces“. *Rubin* weist zunächst darauf hin, dass Fußball einer der zentralen Orte ist, an denen heute so genannte maskuline Charakterzüge wie Aggression, Wettkampfgeist, Entschlossenheit etc. eintrainiert werden – und zugleich einer der Orte, an denen hegemoniale Maskulinität sich zu Hause fühlen kann. Wenn dann, wie bei der WM in Japan und Korea, mehr als die Hälfte der Zuschauenden Frauen sind, kann man sich das nur auf zweierlei Weise erklären: Entweder die Frauen kommen aus sexuellem Interesse (um schöne Männerkörper zu betrachten) und sind dann keine richtigen Fans; oder sie kommen aus Interesse am Spiel und sind dann keine richtigen Frauen. Dass Frauen bei *World Cups* in hellen Scharen als Prostituierte „benötigt“ werden (als Fans aber eher unerwünscht bleiben), galt in Deutschland 2006 als selbstverständlich – und dann kamen sie gar nicht und wurden auch nicht vermisst. Ähnlich pervers wie damals hierzulande verlaufen in Südafrika heute die Diskussionen z.B. über eine zeitlich auf die WM-Tage beschränkte Legalisierung der Prostitution. *Haferburg*, *Golka* und *Selter* sind der Überzeugung, dass die vielen *Public Viewing Areas* in Berlin 2006 dazu beigetragen haben, alte soziale und räumliche Disparitäten zu beseitigen, und dass Ähnliches auch in Südafrika geschehen könnte. In Berlin sei dies vor allem dadurch zustande gekommen, dass die verschiedenen *Areas* räumlich eng mit einander vernetzt waren, so dass viele Menschen ohne Schwierigkeiten

von einer zur anderen wandern oder fahren konnten. Aufgrund dieser Einsicht entwerfen die drei AutorInnen dann für Cape Town einen Plan, nach dem eine ganze Reihe von *Public Viewing Areas* entlang der zentralen Verkehrsachse N 2 aufgereiht werden soll. So würden die mehr oder weniger heruntergekommenen *Cape Flats* besser mit der *City Bowl* vernetzt und mehr soziale Integration ermöglicht – eine ziemlich gewagte sozialtechnologische Utopie.

Was in der Einleitung angekündigt, in den Einzelbeiträgen aber sträflich vernachlässigt wird, ist der Einfluss der sich um die FIFA herum gruppierenden, auf Fernseh- und Sponsoren-Verträgen gründenden „Sports-Media-Business-Alliance“ auf die gesamten die WM betreffenden Planungs- und Entscheidungsprozesse in Südafrika. Zwar werden die mutmaßlich auf den Einfluss dieser Allianz zurückzuführenden Projekte des „Gautrain“ zwischen Johannesburg und Pretoria und des „King Shaka International Airport“ in Durban mehrfach kritisiert; und die Entscheidung zugunsten von Green Point und gegen Athlone als Standort für das WM-Stadion in Kapstadt wird gar als „nationaler Skandal“ (231; ähnlich 7) gebrandmarkt – aber gründlich analysiert wird keiner dieser Fälle. Dabei ist der Standortauswahl in Kapstadt sogar ein eigener Artikel gewidmet: *Kamilla Swart* und *Urmilla Bob*: „Venue selection and the 2010 World Cup: A case study of Cape Town“. Die Auseinandersetzungen, die zur Entscheidung für Green Point führten, werden jedoch nur in stenografischer Kürze wiedergegeben: Obwohl sich die lokalen Gremien vorher auf Athlone geeinigt hatten, „gaben die Regierung

von Western Cape und die City of Cape Town in einer gemeinsamen Presseerklärung vom 7.2.2006 Green Point Stadion als Standort bekannt“ (121). Der mutmaßliche Grund sei, dass die FIFA-Delegation der Meinung gewesen sei, „die Billigwohngegend um das Athlone Stadion gäbe für die Fernsehzuschauer keinen geeigneten Bildhintergrund ab und Green Point sei der Topstandort für die Profilierung Südafrikas“ (122). Mehr gibt es dazu nicht. Peter Alegis ausführliche und gründlich dokumentierte Analyse der ganzen Geschichte („The Politics of World Cup Stadium Construction in Cape Town and Durban“, in: *African Studies* 67, 3. 12. 2008, 397 ff) taucht nicht einmal im Literaturverzeichnis auf. Stattdessen werden über viele Seiten hinweg Ergebnisse einer Umfrage in je 100 Haushalten in Athlone und Green Point referiert, aus denen z.B. hervorgeht, dass 18 % der Befragten in Athlone und 21 % in Green Point nicht wussten, wo die Spiele stattfinden würden; dass 24 % in Athlone und 29 % in Green Point keine Ahnung hatten, welches der beiden Stadien als Trainings- und welches als Wettkampfarena vorgesehen war; dass 95 % hier und 88 % da gerne über den Fortgang des Stadionbaus unterrichtet würden, 35 % über Zeitungen, 24 % über Radio, 16 % über SMS und so weiter. Das Vertrauen in den intrinsischen Wert von demoskopischen Umfragen ist hier wie in vielen Beiträgen des Bandes ungebrochen. Der in der Einleitung noch deutlich zu spürende gesellschaftskritische Impetus geht dabei Zug um Zug verloren. Am überzeugendsten aufrechterhalten wird er in den spannenden Artikeln von Claire Bénit-Gbaffou und Orli Bass.

*Gerhard Hauck*

Rebekka Ladewig & Annette Vowinckel (Hg.): *Am Ball der Zeit. Fußball als Ereignis und Faszinosum*. Bielefeld: transcript 2009. 185 Seiten

Der Unzahl an Platituden, die in diesem Band versammelt sind, lässt sich nur mit einer uralten Rezensenten-Platitudo gerecht werden: „There are books and non-books. This is a non-book.“ Einigen Beiträgen lässt sich vielleicht noch das Etikett „gehobenes Sportreporter-Feuilleton“ zuerkennen. Eine Kostprobe: „Das zarte Grün des Rasens, von dem sich das bunte Ballett der Spieler abhebt, die Arabesken der Außenstürmer, die geometrische Entwicklung des Spiels, die Paraden der Torhüter ... sie machen aus dem Fußball eine visuelle Kunst, die sich in den Rängen fortsetzt...“ (115). Wer will, mag sowas lesen. Warum es in einer wissenschaftlichen Reihe „Kultur- und Medientheorie“ gedruckt werden muss, bleibt jedoch schleierhaft. Noch schlimmer allerdings sind die Beiträge, die sich einem pseudowissenschaftlichen Jargon verschrieben haben, der zu nichts taugt als dazu, sich selbst zu feiern. Kostprobe hierzu: „Fußball... lässt sich beschreiben als die potenziell kontinuierlich und überall spannungsreiche Modellierung, die Gestaltwerdung von Kontingenz“ (27f). Wäre ich, statt das Buch zu lesen, zu einem Heimspiel des FCK auf den Betzenberg gefahren, hätte ich einen intellektuell weit ertragreicheren Nachmittag in meinem Tagebuch notieren können.

*Gerhard Hauck*

Gabriele Klein & Michael Meuser (Hg.): *Ernste Spiele. Zur politischen Soziologie des Fußballs*. Bielefeld: transcript Verlag 2008, 275 Seiten

Fußball unter der Perspektive der Vergemeinschaftung zu betrachten, ist das gemeinsame Anliegen der in diesem Band versammelten Aufsätze. „Der Fußball ist Katalysator sowohl von institutionell verfestigten (Vereinen, Verbänden) als auch von flüchtigen, ‘flüssigen’, bisweilen nur wenige Stunden andauernden Vergemeinschaftungsgebilden (...). Er provoziert lokale Gemeinschaftsbildungen, die Präsenz im Stadion voraussetzen, und globale Fangemeinschaften, die vor dem Bildschirm ... von verschiedenen Orten der Welt dem Spiel folgen“ (Klein & Meuser, 10). Mit diesen Gemeinschaftsbildungen einher gehen wie stets Grenzziehungen (Inklusion und Exklusion) und Identitätsbestimmungen (Selbst- und Fremdbild-Konstruktionen).

Von den Einzelbeiträgen verdeutlicht Ulrich Bielefelds Essay „Die Gemeinschaft auf dem Platz und die Gemeinschaften“ diese Perspektive zum einen mit Blick auf die Kleinen, die Dorf- und Stadtteilvereine, zum anderen mit Blick auf die großen, die Bundesligaclubs. Was die Kleinen angeht, erzählt er u.a. die Geschichte von Mehmed, einem Hamburger Jungen mit türkischen Eltern, der in eine herkunftsgemischte Grundschulklasse und einen herkunftsgemischten lokalen Fußballverein geht. In beiden bleiben die Gruppenbildungen für einige Jahre unabhängig von den Herkunftsländern. Die deutschlandtypische frühe schulische Differenzierung bringt da erste Veränderungen, die sich im Verein jedoch bis in die Adoleszenz

hinein nicht bemerkbar machen. Dann jedoch bilden sich auch hier vermehrt Herkunftsgruppen, man kickt zwar noch zusammen, gemeinsame Freizeitaktivitäten aber werden immer seltener. Der durch die frühe Schuldifferenzierung bedingte „enge soziale Zusammenhang zwischen Herkunft und Zukunft setzt sich auch hier schließlich durch“ (21). Was die Großen angeht, notiert Bielefeld zunächst, dass der Gemeinschaftsmythos, auch wenn angesichts austauschbarer Spieler niemand mehr ernsthaft an ihn glaubt, doch ständig beschworen wird. Gemeinschaft ist ein „Appellbegriff“. „Auch wenn es sie nicht gibt, repräsentiert die Gemeinschaft auf dem Platz dennoch etwas“ (22). Schon aus verkaufsstrategischen Gründen muss man sich ein Lokalkolorit, den Anstrich einer lokalen Zusammengehörigkeit geben und möglichst glaubhaft überbringen – wie das funktionieren kann, beschreiben *Moritz Ballensiefen* und *Jörg-Uwe Nieland* in ihrer Analyse des 2007 präsentierten „Leitbilds“, mit dem sich der VfL Bochum als traditionsbewusster proletarischer Revier-Verein zu profilieren sucht. Bielefeld macht noch auf einen anderen Aspekt aufmerksam: die oftmals durchaus bewusste Willkürlichkeit der Gemeinsamkeitszuschreibungen, besonders plastisch illustriert am Fall der Tottenham Hotspurs, die irgendwann in den 1980er Jahren von gegnerischen Fans wegen der Nähe ihres Stadions zu einem jüdischen Viertel als „Juden“ und „Beschnittene“ („I’ve got a foreskin and you ain’t“) beschimpft wurden und diese als negativ gedachte Fremdbezeichnung schließlich als positive Selbstbezeichnung übernahmen. Dass dieses Spiel der Zuschreibungen als Spiel der Fans nach dem Match

normalerweise wieder vergessen ist, kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass es durch politische Einflussnahme auch darüber hinaus geschürt und auf Dauer gestellt werden kann.

*Dariusz Zifonin* berichtet über eine Fallstudie bei einem türkischen Fußballclub in Mannheim, der sich seine eigene „Hochstätt-Philosophie“ mit eigenen Differenzkonstruktionen zurechtgelegt hat: Die Türken spielen (wie andere Südeuropäer auch) „heißblütiger“ und kunstvoller als die Deutschen – wobei das Selbststereotyp dem Fremdstereotyp weitgehend entspricht. Der Trainer möchte, dass sich die Spieler als Repräsentanten der Türkei verstehen; viele Spieler aber wollen einfach nur Fußball spielen und versuchen, sich den Stereotypisierungen, wenn sie einmal virulent werden, zu entziehen – was mal gelingt und mal nicht. Zifonin interpretiert dies als Indiz für „die Bedeutung mehrfacher und wechselnder Mitgliedschaften und Teilzugehörigkeiten in unterschiedlichen ‘sozialen Welten’“ (53).

Unter ähnlichen Gesichtspunkten analysiert *Nikola Tietze* das Heldenimage des mehrfachen „Weltfußballers des Jahres“ Zinedine Zidane in Frankreich. Sie schält aus journalistischen und essayistischen Veröffentlichungen über den Star wie aus Interviews mit arabischen Immigranten in Frankreich und Deutschland sechs Narrative heraus, die das Bild Zidanes prägen: „das Narrativ vom Genius, von den Wurzeln, der Solidarität, der Leistung, vom Respekt und von der Physis“ (59 f). Jedes von diesen Narrativen weist unterschiedliche Konnotationen auf – das vom Genius z.B. eher kosmopolitische, das von der Physis eher solche der blutsmäßigen Verbundenheit – und wird deshalb von

unterschiedlichen Gruppierungen in unterschiedlichem Maße goutiert und zu unterschiedlichen Zugehörigkeits-Konstruktionen genutzt – das vom Genius eher von der nationalstaatlichen französischen Politik, das von der blutsmäßigen Verbundenheit eher von unzufriedenen Immigranten. Aber „Die Begründungen der Gemeinsamkeiten und die Ausrichtung der hergestellten Bindungen können jederzeit wechseln, was den im Spiel eingesetzten Zugehörigkeitskategorien wohlgermerkt nichts von seiner Ernsthaftigkeit nimmt“ (80).

*Thomas Alkemeyer* weist in seinem Beitrag „Fußball als Figurations-Geschehen“ vor allem darauf hin, dass im Hintergrund „großer“ Fußballereignisse „eine Suche nach leiblich spürbarer Teilhabe“ zu stehen scheint. „Fußballstadien gehören zu den wenigen Orten in modernen Gesellschaften, wo sich die ‘Masse’ noch in Aktion erlebt und zu ‘Gefühlsgemeinschaften’ zusammenfügt“ (106).

Es würde zu weit führen, auf alle Artikel des Bandes einzugehen. Nur noch ein weiterer sei herausgegriffen – *Martina Althoffs* und *Jan Nijboers* „Fußball, Spiel und Kampf. Zur politischen Dimension des Hooliganismus“. Zugrunde liegt eine Fallstudie unter Hooligans in Groningen, Holland, die allesamt Fans des dortigen FC waren. Die Grundthese ist, dass „Hooliganismus als Form der Vergemeinschaftung“ zu begreifen ist, „bei der Gewalt eine Handlungsoption im Sinne von *voice* ist“ (135). Sie ist dies zum einen als „Kampf um und Ruf nach Anerkennung hegemonialer Männlichkeit“ (143), für die in den Augen der Befragten innerhalb der Gesellschaft kein Raum mehr ist. Sie ist zum anderen auch als Mittel zu verstehen, um Unzufriedenheit mit bestimmten Ereignissen

oder Entwicklungen ihres Clubs, aber auch mit der Polizei und den örtlichen Behörden zu äußern.

„Fußball unter der Perspektive der Vergemeinschaftung zu betrachten“, ist sicherlich ein spannendes Programm. Was ich mir zusätzlich zu den doch etwas disparaten Einzelbeiträgen gewünscht hätte, wäre ein grundlegenderer Artikel, der diese Perspektive theoretisch ausführlicher ausarbeitet – die Einleitung ist dafür viel zu kurz geraten.

Gerhard Hauck

Dimitris Papadopoulos, Niamh Stephenson & Vassilis Tsianos: *Escape Routes. Control and Subversion in the 21<sup>st</sup> Century*. London & Ann Arbor, MI: Pluto Press 2008, 300 Seiten

Der zentrale Anspruch dieses Buches besteht in einer Neuorientierung linker, subversiver Strategie. Sie soll zumal in der Abwendung von den Großereignissen bestehen, nicht zuletzt von der als punktuelles Ereignis gedachten „Revolution“, auf die linke Politik über „ein Großteil des politischen Denkens des 20. Jahrhunderts“ fixiert gewesen sei (xii). An ihre Stelle soll „kontinuierlicher Wandel“, bezeugt durch „kontinuierliche Erfahrung“ (*passim*) treten. Subversion gilt vor allem dem eingangs ausgemachten „Doppel-R-Axiom“ (bes. 3ff): der Verknüpfung von „Recht“ und „Repräsentation“ im modernen Konzept der Souveränität. Diese vielleicht anregendste Überlegung des sehr viele Themenkomplexe ansprechenden Buches verweist zum einen auf den Kampf um bürgerliche und soziale Rechte, auch durch soziale Bewegungen und zum anderen auf die

Repräsentation nicht zuletzt identitär gefasster Gruppierungen. Im 20. Jahrhundert – das natürlich nicht das einzige war, in dem über Revolution nachgedacht wurde (die auch nicht immer als punktuelles Ereignis oder Putsch gefasst wurde) – habe sich das Schwergewicht hin zur Repräsentation verlagert. Dies sei nicht zuletzt Ausdruck der Vereinnahmung der Bewegungen und Ausbruchsversuche, die im „Globalen Nordatlantik“ (*passim*) zunächst für Rechte, danach für adäquate Vertretung und Darstellung auch in staatlichen Institutionen stritten. Die beständige Vereinnahmung solcher Anstrengungen und Impulse (man vermisst Herbert Marcuses Entsublimierung) erfolge durch die Neuformierung von Herrschaftsregimen: auf transnationale Governance, die der neoliberalen Hegemonie seit den 1970er Jahren entsprochen habe, folgen demzufolge „postliberale Aggregate“ (bes. 25ff), in denen ausgehend von den in der vorangegangenen Phase vorherrschenden Netzwerken vertikale Konglomerate zwischen einzelnen staatlichen Strukturen, Wirtschaftsunternehmen und auch zivilgesellschaftlichen Akteuren dominieren. Das einzige im Buch angeführte Beispiel hierfür betrifft die komplexe Auseinandersetzung zwischen dem indonesischen Staat, der Weltgesundheitsorganisation und der Pharmaindustrie um Erreger der Vogelgrippe, die für die – potentiell profitable – Herstellung von Impfstoffen unverzichtbar sind und nur in Regionen beschafft werden können, wo die Krankheit tatsächlich auf Menschen übergegriffen hat.

Der Neuformierung von Souveränität und Regimen steht der „Ausbruch“ gegenüber, der als Lebensfreude und geradezu Vergnügen präsentiert und bis auf

die Vagabunden des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit zurückgeführt wird. Sie, ebenso wie die Piraten und *Maroon*-Gemeinschaften entlaufener Sklaven im Amerika des 17./18. Jahrhunderts, erscheinen als Gewährsleute für die fortgesetzte Tendenz, sich zu entziehen, in allererster Linie der sehr pauschal bezeichneten Arbeit. Lohnarbeit wird dann als ein neues Regime verstanden, das darauf ausgeht, die flüchtigen Arbeitskräfte wieder unter Kontrolle zu bringen. Generell ist das Buch mosaikartig strukturiert, häufig ersetzen Abbildungen von Kunstwerken oder Bauten und die damit verknüpften Assoziationen eine strikere Gedankenführung.

Die Grunddisposition wird im zweiten Teil des Buches anhand der großen Themenfelder „Leben“, „Migration“ und „Prekarität“ durchgespielt. Vor allem hier geht mir einiges erheblich zu schnell, und ich fühle mich an die alte Devise erinnert: *multum, non multa!* – viel gern, doch nicht Vielerlei! Da geht es von der Lebensphilosophie des ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhunderts schnell mal zu deren Adaption weniger durch den NS (wie beim nicht erwähnten Lukács), als vielmehr durch Futurismus und italienischen Faschismus (der russische Futurismus mit dem berühmten Plan eines Bakunin-Denkmal hätte einen interessanten Kontrapunkt gesetzt) – und plötzlich sind wir bei den öffentlichen Auseinandersetzungen Sterbenskranker mit der Apparate-Medizin. Wie *genau* und was im Einzelnen welcher dieser ja teilweise milde gesagt sensiblen Zusammenhänge mit „Ausbruch“ zu tun hat, bleibt im Unklaren – allenfalls bis auf das letzte Beispiel, wo es immerhin um Protest und Sich-Entziehen geht. Migration, das wohl

klassische Thema der post-operaistischen *multitude*-Diskussion, wird zwar an Einzelschicksalen illustriert, die an der ägäischen Grenze des Schengen-Raums zur Türkei erhoben wurden; die Annahme, es handele sich um einen unaufhaltsam Prozess, der von einem unbändigen Drang (ja, nach was denn?) vieler Individuen getrieben werde, wird an keiner Stelle belegt – es sei denn durch die wiederholte Versicherung, die Interviewpartner, bereits bei verschiedenen Versuchen gescheitert, ins Schengenland zu gelangen, würden es bestimmt immer wieder versuchen. Beim Prekariat wird es vollends romantisch. Die „Leute“ haben sich dieser Lesart zufolge aus den relativen und problematischen Sicherheiten des fordistischen Regimes „zurückgezogen“ (236) – keine Rede vom Sozialabbau. Es kommt zur „Feminisierung der Arbeit ... in Teilen durch die Inkorporation der Reproduktionsarbeit in den fordistischen Produktionsprozess“ (227) – als ob nicht ein zentrales Ergebnis der Debatten um Subsistenz- und Hausarbeit darin bestanden hätte, dass diese immer schon Teil des Produktionsprozesses war, freilich so wenig anerkannt wie nun auch hier auf dem Weg zu irgendwelchen „Ausbrüchen“. Körperlichkeit wird hier in einem Ausmaß hypostasiert, dass sich die Frage von Brechts lesendem Arbeiter aufdrängt, ob Caesar bei der Eroberung Galliens nicht wenigstens einen Koch dabei gehabt habe – denn danach, wovon die aus der Lohnarbeit ausziehenden „Leute“ und ihre Kinder denn abbeißen sollen, wird nicht gefragt. Marx formulierte immerhin die Einsicht, ungeachtet der von ihm postulierten welthistorischen Mission der Klasse sei es dennoch ein Pech, Proletarier zu sein. Das Gerede vom „Ausbruch“ dagegen

ist trotz des zuweilen formulierten materialistischen Anspruchs weit davon entfernt, die höchstens scheinbar banalen Probleme der Reproduktion jener Körper wahr- oder gar ernstzunehmen, die dann Gegenstand oder auch Subjekt von Politik (wenn auch „unsichtbarer“, *passim*) werden. Vielleicht wäre eine genauere Lektüre hilfreich gewesen. Die Pauschalverweise auf Werke von 800 oder 1500 Seiten unterstreichen den Eindruck eines eher hastigen Verfahrens.

Schließlich: Ein faktisch auf Europa und allzu oft auch allein auf Deutschland fixierter Blick ist schwerlich geeignet, gegenwärtige gesellschaftliche Prozesse zu erfassen und zu verstehen. Allein die bescheidene Frage, wo die Migrantinnen und Migranten denn herkommen, die auf den Kanaren oder den griechischen Ägäis-Inseln landen oder im Meer ertrinken, und was sie wirklich zu ihren gefährvollen Unternehmungen motiviert hat, hätte auf andere, vielleicht letztlich komplexere Probleme geführt – ganz zu schweigen davon, dass das Migrationsgeschehen der Gegenwart nicht zu verstehen ist, ohne zur Kenntnis zu nehmen, dass die Flüchtlingsmassen in ihrer übergroßen Mehrheit nicht in den „Globalen Nordatlantik“ strömen, sondern beispielsweise in Lagern in der Demokratischen Republik Kongo zu finden sind. Ebenso lassen sich Überlebensstrategien zwischen informellem Sektor und globalisierter Kriminalität rein formal zwar als fortgesetzter Verstoß gegen staatlich gesetzte Normen verstehen, doch bestenfalls mit größten Anstrengungen der Perspektive eines letztlich doch irgendwie kreativ gedachten „Ausbruchs“ zurechnen. Solche Anstrengungen ernsthaft, d.h. argumentativ zu unternehmen wäre aber

das Mindeste gewesen. Eine Vorstellung, gegen welche Verhältnisse da anzuarbeiten wäre (würden die Verhältnisse denn ernstgenommen), vermittelt Günter Wallraffs neueste Reportage im Zeit-Magazin 2009/11, „Unter Null“, über Obdachlose in deutschen Großstädten zur Jahreswende 2008/09.

*Ouvrions la fenêtre, camarades!*  
Reinhart Kößler

John S. Saul: *Decolonization and Empire. Contesting the Rhetoric and Reality of Resubordination in Southern Africa and Beyond*. Monmouth: Merlin Press & Johannesburg: Wits University Press 2008, 202 Seiten

John Saul ist einer der Veteranen radikaler Forschung zum südlichen Afrika und hat das Drama der Befreiungskämpfe und ihrer Folgen in dieser Region durch vier Jahrzehnte mit aktivem Engagement begleitet. Momentan verfolgt er das Projekt einer Darstellung dessen, was er als den „dreißigjährigen Krieg“ im Südlichen Afrika bezeichnet. Als Zwischenprodukt ordnet sich die vorliegende Publikation hier ein, die fünf neuere Texte zusammenführt.

Sauls vor allem am Verlaufsmodell Moçambique explizierte zentrale These besagt, dass vor allem durch die Niederlage der portugiesischen Kolonialherrschaft 1974/75 Chancen grundlegender gesellschaftlicher Veränderung, wirklicher „Befreiung“ eröffnet und in den folgenden Jahrzehnten zunichte wurden. Beschränkungen des Projekts der Frelimo sieht Saul besonders im Mangel demokratischer Kontrolle und Partizipation, während das Scheitern wesentlich auf ein feindliches globales

Umfeld zurückgehe. Doch „die Frage der Demokratie“ ist für die zentrale Lehre aus der „fatalen Geschichte des 20. Jahrhunderts“: „eine Führung, selbst eine die behauptet, im Namen des Volkes zu handeln, tut dies aller Wahrscheinlichkeit nach nicht, wenn sie von dem Volk, in dessen Namen sie zu handeln beansprucht, nicht strikt zur Verantwortung gezogen werden kann“ (47).

Aus dieser allgemeinen Perspektive lässt Saul große Abschnitte der Geschichte der Region während den letzten dreißig Jahren Revue passieren. Es geht dabei durchgängig um die Frage, wie es kommen konnte, dass die Programmatik radikaler Gesellschaftsveränderung, die verbal alle großen Befreiungsorganisationen vertreten haben, ebenso durchgängig in die heute zu beobachtenden, weitgehend an neoliberalen Prämissen orientierten Wirtschaftsstrategien mündete. Das Paradigma Moçambique kann auf das Scheitern einer spezifischen Entwicklungsalternative verweisen. Saul betont zum einen die anhaltende Verstrickung der Frelimo in den regionalen Konflikt, ihre Unterstützung für Zanu in Zimbabwe und ANC in Südafrika; beides wurde vom rhodesischen und danach vom südafrikanischen Regime mit einer Destabilisierungsstrategie konterkariert, in der die Unterstützung für den bewaffneten Kampf der Renamo und damit die Steigerung interner Konflikte zu einem jahrelangen, blutigen Bürgerkrieg eine zentrale Rolle spielte. Gegenüber dem Engagement für „den weiteren Kampf zur Befreiung des südlichen Afrika“ treten die Konsequenzen der „linken Entwicklungsdiktatur“, die Frelimo nach 1975 errichtete, als Gründe für die in den 1980er Jahren verschärfte Krise des Regimes in den

Hintergrund (64). Den Wendepunkt sieht Saul denn auch im Nkomati-Abkommen von 1984, in dem Moçambique offiziell auf die Unterstützung des ANC verzichtete. Danach kam es zu einer „rasanten Rechtswendung“ (66), deren Folgen in ähnlicher Weise bis heute die gesamte Region prägen. Die Durchsetzung der Gleichheit auf der Ebene des politischen Systems steht im schroffen Gegensatz zu materieller Ungleichheit, die eher noch zugenommen hat und nicht nur in Arbeitslosenziffern und Einkommensstatistiken Ausdruck findet, sondern etwa auch in den verbreiteten Klagen über die Folgen der Privatisierung öffentlicher Dienstleistungen wie Wasser- und Stromversorgung. Gerade diese Problematik siedelt Saul zwar im Kontext kapitalistischer Globalisierung an, ist aber weit von einer einseitigen Schuldzuweisung entfernt: Die „lokalen Eliten“ Afrikas „haben sich immer unzweideutiger als Teil des Problems positioniert“ (70) und – wie Saul unter Verweis auf Nigeria argumentiert – gerade auch von den Anpassungsstrategien profitiert, die durch die internationalen Finanzinstitutionen erzwungen wurden. Angesichts der klaren Tendenzen zur „Rekolonisierung und neuerlichen Aufwertung imperialer Konzepte“ (79) erscheint es besonders ernüchternd, dass das südliche Afrika „trotz seiner ruhmreichen Geschichte kurz zurückliegender Kämpfe insgesamt lediglich auf die üblichen Ergebnisse der neokolonialen Geschichte des übrigen Kontinents zurückgefallen ist“ (79), ungeachtet der politischen Stabilität aufgrund der kontinuierlichen Machtausübung durch eine aus der Befreiungsbewegung hervorgegangenen Regierungspartei – was Ende 2008 sowohl in Zimbabwe als auch

in anderer Form in Südafrika sowie in Namibia freilich fragwürdiger erscheinen muss als noch zu Beginn des Jahres.

Eine Kritik am „humanitären Imperialismus“, wie er von Niall Ferguson oder Michael Ignatieff vertreten wird (Kap. 3) führt freilich ebenso wenig aus dem Dilemma wie zuvor der Verweis auf die globale Krise des Kapitalismus, die sich Ende 2008 ebenfalls deutlich verschärft hat, ohne doch bereits auf tragfähige Handlungsalternativen zu verweisen, es sei denn die linksnationalistischen Tendenzen in Lateinamerika, die in Kap. 4 als Zeugnis für eine „Neubegründung des Widerstands gegen das Imperium des Kapitals“ angeführt werden. Freilich bestreitet Saul nicht das von Claudio Lomnitz formulierte Risiko, dass „die Rebellion gegen die ungehemmte [kapitalistische] Globalisierung Gefahr läuft, [lediglich] auf Nationalismus und den Entwicklungsstaat zurückzufallen“ (zit. 139f), doch sei dies eher ein Hinweis darauf, dass „die Arbeit zumindest begonnen hat“ (140), die auch die Neubestimmung von Widerstand über die Kategorie der „Klasse“ hinaus in der Weise einschließen müsse, dass die „parallelen Ansprüche“ berücksichtigt werden, die „unter Verweis auf Gender, Rasse, Religion, Ethnie und Umwelt erhoben werden“ (142).

Saul nimmt sein zentrales Thema im Schlusskapitel noch einmal systematisch auf: Wie konnte es dazu kommen, dass die Organisationen der Befreiungsbewegungen an der Macht durchweg politische Strategien verfolgten, die mit dem Versprechen der Befreiung wenig mehr zu tun haben, als Frantz Fanons frühzeitige Klage über den reinen Wechsel der Hautfarbe der Herrschenden? Den „merkwürdigen Tod des

befreiten südlichen Afrika“ ordnet Saul in die Reihe historischer Niederlage der Linken am Ende des 20. Jahrhunderts ein. In kritischer Abgrenzung zu seinem langjährigen Ko-Autor Giovanni Arrighi sieht er die Gründe aber nicht allein auf der Ebene des globalen kapitalistischen Systems, sondern eben auch in den Strategien und im Verhalten jener afrikanischen Eliten, unter deren Regierungsführung etwa in Südafrika „Einkommensunterschiede nach Rasse etwas zurückgegangen sind“, aber „jene, die Klassenunterschiede bezeichnen, allenfalls zugenommen haben“ (155). Am Ende des informativen Durchgangs durch die Länderbeispiele steht nicht nur die Einsicht in die Auflösung des einmal mit großen Hoffnungen begleiteten „Afro-Marxismus“ zumal im lusophonen Afrika, sondern der Versuch, das Scheitern mittels einer Reihe von Erklärungsansätzen begrifflich zu machen, die einander nicht notwendig ausschließen: Pragmatismus gegenüber den Realitäten, die sich den an die Macht gelangten Führern der Befreiungsbewegungen darstellten; die Übermacht der „globalen Ökonomie“ (173) und die „sozialdemokratische Illusion“, man könne sowohl den Kapitalismus als auch humane und gerechte Reformen haben (174); ferner die Furcht vor den Kosten einer radikaleren Politik, wogegen im Anschluss an Fanon der „Verrat durch die neue Elite, die ‘nationale Bourgeoisie’“ steht (175); weiter eine unzureichende Entwicklung der gesellschaftlichen Widersprüche und des massenhaften Bewusstseins davon, das allzu lange durch die übermächtige Problematik des institutionalisierten Rassismus beherrscht worden sei; und schließlich die unzureichende, in Sauls Augen aber zunehmende Arbeit

organischer Intellektueller im Sinne Gramscis, an der Aufklärung dieses Bewusstseins zu arbeiten. Fehlt nur eine kritische Reflektion auf den Leninismus und die zentrale Rolle, die hier den Intellektuellen zugeschrieben wurde – beides ist gewiss ebenfalls ein entscheidendes Moment der von Saul thematisierten, eben nicht nur regionalen, sondern globalen Niederlage. Insgesamt bleibt in seiner Sicht die Problematik des modernen Staates als des institutionellen Ausdrucks des für ihn nicht hintergehbaren nationalen Rahmens emanzipativer Projekte deutlich unterbelichtet. Dennoch: ein Buch, an dem sich abzarbeiten lohnt, sicher auch jenseits des informativ reflektierten Regionalbezugs.

*Reinhart Kößler*

**Jörg Goldberg: *Überleben im Goldland, Afrika im globalen Kapitalismus*. Köln: PapyRossa 2008, 249 Seiten**

Afrikas Position als Schlusslicht des globalen Kapitalismus findet allzu oft einfache Begründungen: die korrupten Eliten und „Bad Governance“, die willkürlich gezogenen Grenzen nach der Kolonisierung oder auch die „afrikanische“ Mentalität. Goldberg stellt in seinem Buch dank einer historisch-materialistisch orientierten Analyse viele dieser Befunde vom Kopf auf die Füße und räumt so mit vielen einseitig kulturalistischen oder liberalen Annahmen über Afrika auf.

Wieso, so Goldbergs Hauptfrage, hat es der Kapitalismus so schwer, als dominierende Produktionsweise in Afrika Fuß zu fassen? Gut leserlich mit umfangreicher Aufarbeitung aktueller

Daten auf nur 235 Seiten genießt das Werk auf Grund seiner theoriegeleiteten Analyse im deutschsprachigen Raum ein Alleinstellungsmerkmal.

Aus einem dem politikwissenschaftlichen Mainstream unbekanntem analytischen Blickwinkel liefert der Autor zu Themen wie Migration, Sklavenhandel, Kolonialismus, HIV/Aids-Pandemie, Freihandel, Investitionen und Staatlichkeit nicht zuletzt auch dank seiner teilweise sehr detaillierten empirischen Grundlagen interessante Deutungen.

Ihm gelingt es, sehr plausibel zu zeigen, wie sich mit der historisch bedingten „afrikanischen Produktionsweise“ (Catherine Coquery-Vidrovitch) ein für die Steigerung der Produktivität und damit der Entwicklung des Kapitalismus hinderliche Sicherheitslogik herausbildet und so z.B. Kleinbauern eher auf eine Diversifikation der landwirtschaftlichen Produkte als auf Spezialisierung setzen. Diese Rationalität der Sicherheit sei – so Goldberg schlüssig weiter – durch die Strukturanpassungen der 1980er/1990er Jahre noch verstärkt worden. Griffig arbeitet er die Gründe für eine wenig herausgebildete endogene Bourgeoisie und der schwach entwickelten Proletarisierung – und damit der geringen Produktivkraftentwicklung heraus. Die endogene Handels- und Agrarbourgeoisie wurde nach seiner Auffassung von den Kolonialmächten schon im frühen Stadium bekämpft, um Konkurrenz auszuschalten. Auf Grund der dünnen Besiedelung des afrikanischen Kontinents habe es zudem in der vorkolonialen Zeit kaum eine Abschöpfung des Mehrwertes durch herrschende Klassen gegeben. Die Abwesenheit einer systematischen Ausbeutung des Mehrwertes habe dazu

geführt, dass staatliche Gebilde in Afrika weniger verbreitet gewesen seien.

Eine Proletarisierung im landwirtschaftlichen Bereich blieb im Großteil Subsahara Afrikas aus, da der Boden auch während der Kolonialzeit weiterhin in den meisten Ländern im Kollektivbesitz blieb und die Produktion von Exportprodukten von den Kolonialmächten kleinbäuerlich organisiert wurde. Die großen Infrastrukturprojekte wie Straßen zu Häfen u.ä. wurden vor allem in Zwangsarbeit erbaut – also gab es auch hier keine für den Kapitalismus notwendigen „doppelt freien Lohnarbeiter“.

Ist Goldbergs Begründung für die geringe Entwicklung von Lohnarbeiterschaft, Bourgeoisie und Staatlichkeit auch plausibel und lehrreich, so sind seine strategischen Schlussfolgerungen sowie seine Vorstellung von Entwicklung leider strukturdeterministisch und ökonomistisch geprägt. Den einzigen Weg, den er für die Entwicklung Afrikas sieht, ist der Aufbau einer endogenen Bourgeoisie – mit entsprechendem Klassenbewusstsein (194). Denn Goldberg strebt „Entwicklung im Sinne der Steigerung der Produktivkraft menschlicher Arbeit“ (177) an. Zentral sei hier das allgemeine Entwicklungsgesetz, „dem zufolge Entwicklung mit der Verwandlung des Mehrprodukts in Produktionsmittel (...) verbunden ist“ (178) – also die Akkumulation von Kapital. Und diese wird bekanntlich durch die Bourgeoisie betrieben.

Eine sozialistische Option hält er allein schon auf Grund der fehlenden Gegenmacht für obsolet. Goldberg fragt jedoch weder, wie emanzipatorische Kräfte gestärkt werden könnten, noch, welche sozialistische Strategie es

angesichts dieser in der Tat vorhandenen Schwäche der afrikanischen Linken gibt. Auch beachtet er nicht, welche sozialen und demokratischen Konsequenzen der alleinige Blick auf die Produktivkraftentwicklung hat. Nur kurz geht er darauf ein, dass Privatunternehmen nicht gesellschaftliche Interessen sondern eben private verfolgen. Um dem ausschließlichen Fokus auf den privaten Gewinn entgegenzutreten, brauche es starke Gewerkschaften und Bauernverbände, so Goldberg – diese widersprächen aber dem Klasseninteresse der Bourgeoisie, das er vorher noch als unabdingbar bezeichnet hat.

Gegenmacht u.a. von Gewerkschaften sei zentral, damit das Entwicklungsprojekt gelänge. Allerdings widmet Goldberg dieser Frage ganze zwei Absätze – angesichts der zahlreichen Erfahrung von Repression gegen klassenkämpferische Gewerkschaften in vielen Entwicklungsstaaten keine zu rechtfertigende Schwerpunktsetzung. Bei Goldberg ist die endogene Bourgeoisie der Entwicklungsmotor, alles andere ist demokratisches Schmuckwerk.

Neben dieser grundsätzlichen Anmerkung politischer Natur gibt es diverse Stellen in dem Buch, die inkonsistent argumentiert sind. Der bereits angemerkt Struktur determinismus taucht auch an anderer Stelle auf – und führt zu einer widersprüchlichen Argumentation. So schreibt der Autor einerseits, dass ethnische Konflikte auf Grund der niedrigen Produktivkraftentwicklung unvermeidlich seien (111). Dies scheint jedoch Goldbergs Empirie zu widersprechen, denn an anderer Stelle verweist er darauf, dass die Bindungskraft der Verwandtschaft außerhalb der

Kernfamilie an Bedeutung verloren habe und immer weniger auf entfernte Verwandte als soziale Absicherung zurückgegriffen werden könne – die traditionellen Strukturen seien erschüttert, daher müsse nach neuen Bezügen Ausschau gehalten werden, z.B. auch unter „Berufsgruppen“ (142f.). Diese Prozesse der Umorientierung könnte emanzipatorische Politik aufgreifen – eine Möglichkeit, die Goldberg leider nicht diskutiert.

An die Beobachtung der gesellschaftlichen Umstrukturierung anknüpfend stellt sich auch die Frage, weshalb Goldberg zwar alle möglichen Themen rund um Afrika diskutiert, eines aber vergessen hat: Urbanisierung. So wächst in den westafrikanischen Ballungsgebieten die Bevölkerung rasant an (Davis 2007: 11; 13). Zwar wird in den Slums und Hinterhöfen vielfach Überlebensnotwendiges angebaut – von kleinbäuerlicher Landwirtschaft kann hier aber kaum noch die Rede sein. Auf dieser fußt aber Goldbergs Argumentation.

Auch verstört seine Charakterisierung der Strukturanpassungsprogramme (SAPs) als entwicklungspolitische Maßnahme und als „Missverständnis“, da die institutionellen Gegebenheiten von den Geberländern schlicht nicht beachtet worden seien (156f). Träfe dies zu, wäre erstens der gesamte Neoliberalismus – in dem die SAPs ein wesentliches Element sind – eine Anhäufung von „Missverständnissen“, und zweitens wäre kein Interesse an der Marktöffnung von Seiten der Metropolenländer vorhanden, aber genau dieses Interesse beschreibt Goldberg an anderer Stelle (68f). Weitere Unklarheiten bleiben bei Goldbergs Auseinandersetzung mit Entwicklungshilfe

oder mit den *Millenium Development Goals* bzw. mit seiner Diskussion des Armutbegriffes.

Darüber hinaus lässt sich Goldberg zu einer allzu hoffnungsvollen Vorhersage zur Auswirkung der hohen Rohstoffpreise verleiten. Er konstatiert angesichts des bis vor kurzem noch hohen Wirtschaftswachstums in vielen afrikanischen Staaten: „Es ist (...) nicht anzunehmen, dass es in näherer Zukunft erneut schwere Rückschläge geben wird. Denn das, was lange Zeit als Achillesferse der afrikanischen Wirtschaft galt, die Abhängigkeit von Rohstoffen, scheint nun zu einer Stärke zu werden...“ (63) Genau aber diese Rohstoffabhängigkeit macht Afrika zu einem der ersten großen Verlierer in der gegenwärtigen Weltwirtschaftskrise: Die Rohstoffpreise fielen zwischenzeitlich auf den Tiefpunkt, es kam zu massiven Entlassungen in den Minen, die Staatseinnahmen sanken, und ausländische Direktinvestoren zogen sich zurück. Zwar merkt Goldberg selbst am Rande an, dass der Rohstoffboom auf die Ökonomien auch destabilisierend wirken könne, dennoch wundert es, dass sich der Autor zu einem solchen Optimismus hat verleiten lassen, obwohl er mit seinem analytischen Handwerkszeug die gegenwärtige schwere Krise der afrikanischen Ökonomien hätte vorher sagen können. Es wirkt, als wolle er mit allen Mitteln einem „Afropessimismus“ entgegenwirken.

*Frauke Banse*

#### Literatur

Davis, Mike (2007): *Planet der Slums*. Berlin.

Projektgruppe Nationalismuskritik (Hg.): *Irrsinn der Normalität. Aspekte der Reartikulation des deutschen Nationalismus*. Münster: Westfälisches Dampfboot 2009, 259 Seiten

Die vier Wochen der Fußballweltmeisterschaft im Sommer 2006 erschienen vielen in Deutschland als Einschnitt – gerade wer nicht vom „Sommermärchen“ überwältigt war, nahm irritiert die Unmengen allermeist billiger Fähnchen wahr, die an Autos und Fassaden flatterten, dort nicht selten in Metalltüllen, die nahezu sechzig Jahre lang leer geblieben waren. Die Rede von der Normalität eines nun endlich unverkrampft – ohne falsche Überheblichkeit, aber auch ohne unangebrachte Hemmungen – expressiv und „unverschämt“ (7) artikulierten Nationalgefühls oder Patriotismus der Deutschen ist für Nachdenklichere auch Anlass zu ernster Besorgnis angesichts der deutschen Geschichte, aber auch des neuerlichen Auftretens deutscher Soldaten in aller Welt. Zugleich ist die Verknüpfung zwischen der Mobilisierung nationaler Sentiments oder jedenfalls eines in nationalen Symbolen artikulierten Bedürfnisses nach Zusammengehörigkeit und dem globalen Sportereignis der Fußball-WM Grund genug, genauer den Ursachen dieses Zusammentreffens im „Event- und Wohlfühlnationalismus“ (Michael Elm, 227f) nachzugehen. Dies hat eine Gruppe meist jüngerer, großenteils in Frankfurt am Main und am Rand des offiziellen Wissenschaftsbetriebes angesiedelter Autorinnen und Autoren zunächst in einer Tagung und nun in dem vorliegenden Sammelband unternommen. Bei aller Heterogenität – die Gruppe spricht

gar von einer „problematische(n), weil unverbundene(n) Pluralität“ „differenter Ansätze“ (251) – zieht sich durch die Mehrheit der Beiträge der Anspruch, eine Kritik des gegenwärtigen deutschen Nationalismus zu leisten, der in kulturellen Formen, die im mehr oder minder eingehenden Rückgriff auf die Konzeption der Kulturindustrie analysiert werden, wie sie durch die ältere Frankfurter Schule angestoßen wurde, zum Ausdruck kommt. Ein weiterer zentraler Bezugspunkt zumindest für diejenigen Beiträge, die sich unmittelbar und auf begrifflicher Ebene mit der Problematik des Nationalismus auseinandersetzen, ist die Marx'sche Theorie. Hinzu kommen Perspektiven der Diskursanalyse und der Gender-Debatte.

Die 12 Beiträge geben zweifellos interessante Anstöße zu einer ideologiekritischen Durchleuchtung dieser Zusammenhänge. Sie belegen darüber hinaus, dass sich solche Themen nach wie vor, sorgfältig formuliert, präsentieren lassen – leider keine Selbstverständlichkeit. Entscheidende Thesen besagen zunächst, dass in der „Berliner Republik ... die Popkultur ihren nationalen Sinn entdeckt hat“ (14), belegt von *Martin Büsser* mit einer Fülle von Textzitatens. Im Medium dieser kulturellen Wende geht es um den auch in Marx'schen Termini als Verdinglichung verstandenen „Irrsinn“ im strikten Sinne, wie „ein von Subjekten Gemachtes und Konstituiertes, die Nation, zu einem Subjekt sui generis“ wird (15) und als natürlich gegeben erscheint: Die Normalisierung dieses Nationalismus liegt dann im Anspruch des „Normalseins“, dem von *Joannah Caborn* in einem im Anschluss an Michael Billig als Banalisierung verstandenen stillschweigenden

Einverständnis und der Normsetzung. Dies „euphorisch zu feiern ... bedeutet, zur eigenen Unterwerfung zu tanzen. Das ist – Irrsinn.“ (15)

Unterfüttert werden solche Perspektiven durch *John Kannankulam* und *Robin Mohan*, die die Vorherrschaft des Nationalismus aus der Perspektive von Antonio Gramscis Hegemonie-Konzept untersuchen und insbesondere darauf verweisen, dass Gramsci als Orte der Kämpfe um Hegemonie wie ihrer Durchsetzung gerade auch Sport-Institutionen als „Teil der Zivilgesellschaft“ im Sinne des erweiterten Staates verstanden hat (49f); weiter durch *Felicitas Reuschlings* kritischen Abriss von Geschlechter-Diskursen in Deutschland, der die auch auf den Fanmeilen prominent präsenten „Alpha-Mädels“ (82) als Dimension einer durchgängigen Abwertung aller „mit sozialer Reproduktion“ verbundenen Tätigkeiten begreift (82). *Benjamin Fuchs* zeigt in seiner Analyse der „Pille für den Mann“, dass dadurch die Männerbündelei der Fangemeinden keineswegs aufgebrochen wird.

*Joannah Caborn* belegt anhand der Kampagnen „Deutschland, Land der Ideen“ (2006) und „Du bist Deutschland“ (2005/06), sowie eines Aufsatzes des FAZ-Journalisten Eckhard Fuhr die Tendenz, „eine durch und durch optimistische deutsche Geschichte“ (Fuhr, zit. 91) unter konsequenter Ausblendung des NS und seiner Verbrechen zu propagieren. Die Banalisierung dieses Diskurses verschiebt den „deutschen Habitus“ so, „dass man unbedacht mit Nationalsymbolen umgehen und leben kann“ (104). Das Eingedenken an die NS-Verbrechen wird, wie u.a. Michael Elm konstatiert, durch die Rede vom „Erinnerungsweltmeister“ nahtlos in

diesen Banalisierungsprozess integriert (228) – und zugleich in die Metaphorisierung von Politik durch sportliche Bezugnahmen einbezogen. Die Wirkmächtigkeit und Herrschaftsförmigkeit solcher Prozesse unterstreicht *Katharina Rheins* Bericht und Analyse über den Versuch, während der WM eine zunächst vom GEW-Bundesvorstand abgesegnete aufklärerische Broschüre über das Deutschlandlied zu verteilen. Die Schwierigkeiten, auf die sie stieß, erklärt die Autorin mit der Hegemonie eines „offen ... artikulier(t)en“ Nationalismus (144) und einer klar belegbaren, damit einhergehenden Schlussstrichmentalität (143).

Nimmt man die Analyse des „außenpolitischen Normalitätsdiskurs(es) als Nationalismus verschleierndes Vehikel“ (*Marcel Hawel*) oder aber *Sonja Wittes* an Sigmund Freud und dessen Rezeption durch Theodor W. Adorno anschließende Skizze über Massenpsychologie, Kulturindustrie und Manipulation hinzu, so spannt der Band in der Tat einen großen Bogen, bemüht sich um gründliche Analysen und liefert so starke Argumente für insistierendes Misstrauen gegen die seit 1990 forcierte Normalisierung gerade des *deutschen* Nationalismus mit ihren Ausdrucksformen und Implikationen, die von der Umfunktionierung der Bundeswehr zur Interventionsarmee bis zur scheinbar harmlosen WM-Euphorie reichen. Es ist sein kaum bestreitbares Verdienst, nachdrücklich auf die Zusammenhänge hingewiesen zu haben, die zwischen diesen beiden aufs erste disparat erscheinenden Polen bestehen. In einigen Punkten werden diese Zusammenhänge auch eindrucksvoll belegt.

Bei einer so schwierigen Problematik bleiben unvermeidlich Fragen, die

der Band provoziert oder offen lässt. Zentral ist die Beschränkung des Blicks auf den *deutschen* Nationalismus. Das liegt nachvollziehbar im Anlass des Unternehmens begründet, den man als WM-Euphorie im krampfhaft verdrängten Schatten von Auschwitz beschreiben könnte. Wenn aber, wie Kannankulam und Mohan argumentieren, der Nationalismus im begrifflich innersten Kern des Kapitalismus, in der Wertform, verwurzelt ist, dann muss die Problematik auf allgemeinerer Ebene angesetzt und eine komparativische Perspektive wenigstens ins Auge gefasst werden. Der zu Recht reichlich, aber nicht in dieser Hinsicht zitierte Eric Hobsbawm (*Nation und Nationalismus*) weist hierzu Wege, die angesichts der Französischen Revolution und eines Großteils der Geschichte des 20. Jahrhunderts einschließlich des Widerstands im besetzten Europa während des Zweiten Weltkrieges freilich auch die Frage nach einem emanzipativen, antifaschistischen und selbst linken Nationalismus einschließen. Diese Ambivalenzen auszusparen führt, wenigstens dann, wenn es um Nationalismus und nicht *nur* um die spezifisch deutsche Problematik gehen soll, zu einer fatalen Engführung. Deren Überwindung kann ja durchaus in Basil Davidsons Einsicht in den *Fluch des Nationalstaates* als *Bürde des schwarzen Mannes* (sic) münden. Wenn ferner, etwa im Eröffnungsbeitrag von *Daniel Keil*, ganz zu Recht Nation als soziales Konstrukt angesprochen wird, müsste zumindest reflektiert werden, dass auch in der Aussage, „der Nationalsozialismus“ sei „doch nur mit und nicht gegen die Deutschen möglich gewesen,“ (Rhein, 138) „die Deutschen“ ein begriffliches Konstrukt sind, mit dem Widersprüche, soziale und politische

Kämpfe und eben auch Widerstand eingegeben werden.

Die verschiedentlich im Gefolge Adornos sowie der an diesen anschließenden Kritischen Sporttheorie angesprochene Problematik der Manipulation wirft, wie vor allem *Sebastian Lutz* bemerkt, die Frage nach den „Bedürfnisse(n) der Menschen“ (163) und damit nach ihrer Kritik, aber auch Gültigkeit auf. Folgerichtig notiert Lutz das Entsetzen lateinamerikanischer „Anarchisten und Sozialisten“, als „die Arbeiter ... Tangotanzten und ... Fußballspiel“ „den Versammlungen und ideologischen Picknicks“ vorzogen (156, zit. Osvaldo Bayer). Doch geht es dabei um mehr als Attraktion und Gegenattraktion. Zum einen bleibt vor dem Hintergrund der Einsicht, dass die viel berufene Problematik der Exklusion/Inklusion nicht einfach durch die Vergeschwisterlichung der Menschheit im Sinne des Umschlingens der Millionen zu eskamotieren ist, die Herausforderung, sich begrifflich wie praktisch mit den Modalitäten der Inklusion auseinanderzusetzen. Das impliziert unvermeidlich die Frage der Grenzziehung. Eine solche Auseinandersetzung wird aber an dem erkennbar auch im „Sommermärchen 2006“ artikulierten Bedürfnis nach Gemeinschaftlichkeit nicht einfach vorbeigehen können. Solche Bedürfnisse – und nicht die spezifische Form ihrer Befriedigung – nur als manipulativ zu denunzieren, riskiert konzeptionell, möglicherweise *aber auch* politisch in eine Falle zu tappen, die Ernst Bloch angesichts der Machtübergabe an die Nazis mit der Unfähigkeit der linken Organisationen seiner Zeit bezeichnete, neben dem „Kältestrom“ der Analyse der Verhältnisse auch den „Wärmestrom“ zu integrieren, der sich

auf eben derartige Bedürfnisse richtete. Von Bloch wäre schließlich der Blick zu lernen, der bereit und in der Lage ist, neben der Manipulation und ideologischen Verzerrung auch in der Trivialkultur den *Tagtraum* der Befreiung und ihren „Vorschein“ wahrzunehmen. Damit ist eine Perspektive *radikaler* Kulturkritik bezeichnet, die ihren Stachel keineswegs ins Positive verkehrt, aber vielleicht die auch an Stellen dieses Bandes angesprochene hermetische Abschließung durchbrechen könnte, welche sich aus der Fixierung auf die Manipulationsproblematik allzu leicht ergibt.

Reinhart Kößler

**Regina Wamper: *Das Kreuz mit der Nation. Christlicher Antisemitismus in der „Jungen Freiheit“*. Münster: Unrast-Verlag 2008, 208 Seiten**

Eine der jüngsten Publikationen aus dem Duisburger Institut für Sprach- und Sozialforschung (DISS) untersucht das „Judenbild der *Jungen Freiheit* unter besonderer Berücksichtigung christlicher Motive“ (28) und ist als Anwendung des dort v.a. von Siegfried Jäger entwickelten Ansatzes der „Kritischen Diskursanalyse“ zu sehen. Zwar darf die rechtskonservative Wochenzeitung seit 2005 nicht mehr vom Verfassungsschutz überwacht werden, das DISS jedoch beobachtet ihre Entwicklung weiterhin sehr gewissenhaft.

In der Einleitung stellt die Autorin Gegenstandsbereich und methodische Vorgehensweise vor: Dazu verortet sie die *Junge Freiheit* im (extrem) rechten Spektrum und legt die grundlegenden Kategorien der Diskursanalyse nach Jäger (sowie Michel Foucault und Jürgen Link) dar. Auch wenn sie wohl

aus pragmatischen Gründen gewisse Spannungsverhältnisse in den jeweiligen Diskurskonzeptionen (auch bei Foucault selbst) nicht anspricht, formuliert sie hier eine solide theoretische Grundlage. Vor allem aber dokumentiert und begründet sie sorgfältig ihr methodisches Vorgehen – welche Artikel aus der *Jungen Freiheit* hat sie warum in das Korpus von 130 Texten aufgenommen und welche warum detaillierter untersucht.

Das zweite Kapitel mit dem Titel „Theoretische Kontextualisierungen“ bietet nicht primär theoretische Reflexionen, sondern begriffliche Klärungen. Es erläutert die einzelnen Elemente von christlichem Antijudaismus, modernem Antisemitismus und sekundärem (als Reaktion auf die Shoah z.B. in Form von Schuldminderung oder Schuldabwehr auftretendem) Antisemitismus, ihre Merkmale, Bilder und Motive anhand von Quellen und arbeitet Kontinuitäten und Brüche heraus. Wenn Wamper hierbei mit Thomas Haury drei „grundlegende Strukturprinzipien“ des modernen Antisemitismus identifiziert, nämlich „Personifizierung und Verschwörungskonstruktion, Manichäismus und die Konstruktion identitärer Kollektive“ (46), dann stellt sich aus der Perspektive einer vergleichenden Genozidforschung schon die Frage nach der Exklusivität dieser Elemente im Hinblick auf die Judenfeindschaft. Dass diese Prinzipien auch einigen anderen Völkermorden zugrunde liegen, scheint kaum von der Hand zu weisen zu sein – handelt es sich dann hier um einen Antisemitismus ohne Juden? In der Arbeit geht es allerdings nicht primär um verallgemeinernde Theoriebildung, sondern um eine Fallstudie, und zwar um eine ausgesprochen gründliche. Im

weiteren Verlauf des Kapitels entführt die Verfasserin die Lesenden nämlich (unter der etwas ungenauen Überschrift „Politisierter Religion“) in die Welt des rechtsradikalen Christentums und erörtert nicht nur die Standpunkte von protestantischem (evangelikalen) Fundamentalismus und seines Pendants, des „intransigenten Katholizismus“ (58). Sie erklärt auch akribisch Entstehungskontext und Positionen von SedisvakantistInnen, LefebvristInnen und DispensationalistInnen und anderen christlichen Sekten, deren Mitglieder sich in der AutorInnenschaft der *Jungen Freiheit* tummeln. Die katholischen unter ihnen pflegen seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil (1962-1965) ein höchst distanzierteres Verhältnis zur römischen Amtskirche, weil sie in deren Bekenntnis zur Religionsfreiheit und zum Dialog mit anderen Religionen eine Relativierung des Anspruchs auf die alleinige spirituelle Wahrheit wahrnehmen. Drastischere Formulierungen sehen hierin die „Lunte der antichristlichen Revolution“, eine Inbesitznahme der Kirche durch „Satan“ selbst oder auch ihre „Entmannung“ (zit. nach 76).

Diese und andere Zitate finden sich im dritten Kapitel, das die thematischen Schwerpunkte des christlichen Antisemitismus am Textkorpus untersucht, u.a. anhand der Berichterstattung über den Vergleich Joachim Kardinal Meisners zwischen Abtreibung und Shoah und der Debatte um die Rede des damaligen CDU-Bundestagsabgeordneten Martin Hohmann, der „mit einiger Berechtigung die Juden als Tätervolk“ bezeichnen wollte (zit. nach 105). Relativ knapp handelt Wamper die Verknüpfung von Christentum und Nationalismus ab, die die „geistigen Grundlagen Deutschlands“

(117) darstellten. Beispielsweise wird in der *Jungen Freiheit* aus dem Gebot „Du sollst Vater und Mutter ehren“ wie auch aus dem Gebot der Nächstenliebe eine religiöse Verpflichtung zum Nationalismus abgeleitet. Generell lassen sich sowohl christlich-antijudaistische als auch moderne und sekundär-antisemitische Bilder und Argumentationsstrategien auffinden; die dualistischen Gegensatzpaare der ersteren – jüdische Religion/christliche Religion, Gott der Rache/Gott der Liebe, Verbote und Regeln/Glaube, usw. – und der Topos des an der Tötung Jesu „schuldigen Juden“ werden u.a. verwendet, um (sekundär-antisemitisch) die Shoah zu relativieren.

Im vierten und fünften Kapitel unterzieht die Autorin zwei Artikel der *Jungen Freiheit* als Diskursfragmente einer detaillierten Textanalyse, um die angesprochenen Argumentationsstrategien exemplarisch darzustellen. Sie analysiert sie im Hinblick auf den Kontext der entsprechenden Debatte, die jeweilige Ausgabe, den Autor, die Textoberfläche, Inhalt und Grundstruktur, Argumentationsweise, Themen und Diskursverschränkung, graphische Gestaltung, Implikate und Anspielungen, Kollektivsymbolik, erforderliches Vorwissen der LeserInnen, Wissensquellen, Freund- und Feinddarstellung sowie Begriffe und Zuschreibungen. Im einzelnen geht es zunächst um Werner Olles' „Im Anfang war das Blut“ zu Mel Gibsons Film „Die Passion Christi“, in dem der gegenüber diesem erhobene Vorwurf des Antisemitismus durch die Argumentation zu entkräften versucht wird, dass der darin enthaltene Antijudaismus etwas ganz anderes sei, da er auf den überlieferten Quellen des Evangeliums beruhe und durch „hasserfüllte“ Passagen des

Talmud gerechtfertigt sei (zit. nach 140). Gleichzeitig wird die am Film geäußerte Kritik rhetorisch mit jüdischen Namen verknüpft. Hier erläutert Wamper die zahlreichen Anspielungen des Artikels (u.a. auf das Zweite Vatikanische Konzil), die unkundigen LeserInnen nicht weiter auffallen, und identifiziert sie so als Elemente eines christlich-fundamentalistischen (bzw. dem Terminus der Studie nach: intransigent katholischen) Weltbilds. Hervorzuheben ist hierbei die sorgfältige Vorgehensweise der Verfasserin, die sogar einen Artikel ausfindig macht, der ungenannt als Quelle für einige von Olles verwendete Zitate der KritikerInnen des Films diente.

Der zweite Artikel von *Alexander Barti* behandelt unter dem Titel „Letzte Konsequenz“ zwei Brandanschläge auf Kirchen in Deutschland und postuliert einen Verfall der christlichen Kultur hierzulande. Er konstruiert eine Bedrohungssituation durch Multikulturalismus, liberale ChristInnen und den „naiven“ Glauben an die Möglichkeit eines respektvollen interreligiösen Dialogs. Der Staat der BRD stehe durch das Gedenken des Holocausts und des Einflusses der entsprechenden Lobby dem Judentum näher als dem Christentum. Konsequenz dieser Bedrohungssituation ist dem Artikel zufolge der entschlossene Kampf gegen inner- und außerkirchliche Feinde im Namen der einzigen spirituellen Wahrheit. Diese und andere Implikationen, allen voran hinsichtlich der natürlichen Verbindung von Nationalismus und Religion, erschließen sich jedoch auch erst auf den zweiten Blick und vor dem Hintergrund eines umfangreichen Vorwissens.

Zusammengefasst weist die Studie überzeugend die Verschränkungen

zwischen religiösen, völkisch-nationalistischen und antisemitischen Diskursen nach und identifiziert in diesem Zusammenhang die spezifische Rolle der *Jungen Freiheit*: „Frei vom negativen Image der extremen Rechten und durch die Umdefinierung politischer zu kulturell-religiösen Fragen können so Diskursfragmente vermittelt werden, die im politischen Diskurs leichter Gefahr liefen, diskreditiert zu werden.“ (187) Die Verfasserin hat mit der Arbeit eindrucksvoll das Erklärungspotenzial einer methodisch präzise angewandten kritischen Diskursanalyse an einem wichtigen Gegenstandsbereich demonstriert – und so auf wissenschaftliche Art und Weise die sich seriös gebenden geistigen Brandstifter der *Jungen Freiheit* ins Rampenlicht gerückt.

*Aram Ziai*

Bea Gomes, Walter Schicho & Arno Sonderegger (Hg.): *Rassismus. Beiträge zu einem vielgesichtigen Phänomen*. Wien: Mandelbaum 2008, 292 Seiten

Dieses Buch reiht sich in eine stetig wachsende Anzahl deutschsprachiger Publikationen zum Thema Rassismus ein. Innovativ an dem vorliegenden Sammelband ist, dass der Fokus nicht nur auf ein Land oder eine Region gelegt wird, sondern (Anti-)Rassismen in vier Kontinenten in den Blick genommen werden. Zu der regionalen Öffnung des Sammelbandes gesellt sich eine zeitliche: Es geht um die Analyse von Rassismen in den letzten 600 Jahren. Bei den HerausgeberInnen und dem Großteil der AutorInnen handelt es sich um an der Universität Wien, meist im Projekt Internationale Entwicklung, beheimatete

WissenschaftlerInnen. Das Buch versammelt Überblicksartikel zu Rassismus im wissenschaftlichen Diskurs, in der Entwicklungszusammenarbeit, in China, im Islam, im „iberischen Entdeckungsdiskurs“ und einen *tour de force* durch 500 Jahre rassistische europäische Geistesgeschichte. Dazu gesellen sich wissenschaftsgeschichtliche Analysen, die die Bedeutung von Rassismus in den Werken von Jan Assmann und den drei afrikanischen Gelehrten Edward Wilmot Blyden, Africanus Horton und Joseph Renner Maxwell untersuchen, eine empirisch fundierte Diskursanalyse zu Migration und Rassismus in der österreichischen Presse und Politik sowie zwei Diskussionsbeiträge, die sich dem Themenkreis Rassismus und Antisemitismus widmen.

Im Folgenden werden einige ausgewählte, besonders fundierte und informative Artikel vorgestellt. Der Mitherausgeber Arno Sonderegger beschäftigt sich in „Geschichte und Gedenken im Banne des Eurozentrismus“ mit dem Konzept des „kulturellen Gedächtnisses“, das Jan und Aleida Assmann weit über die bundesdeutschen und Disziplinengrenzen hinaus bekannt gemacht hat. Für ihn verkörpert es ein „irregeleitetes Geschichtsverständnis und eine falsch verstandene Geschichtsschreibung“ sowie „eine verengt gefasste, europazentrierte und eurozentrische Konzeption“ (52). Er weist nach, dass Jan Assmann die Existenz eines „kulturellen Gedächtnisses“ auf Europa beschränkt und der Untersuchung anderer Gesellschaften nur insoweit Bedeutung beimisst, als diese für Europas Selbstverständnis von Bedeutung sind. Dieser binde wie Hegel „kulturelles Gedächtnis“ an eine mit Europa identifizierte Schriftkultur

(55-57) und schaffe eine Linie der Einheit zwischen Kultur, Schrift und Europa (64). Nicht-europäischen Gesellschaften gestehe er lediglich ein „kommunikatives Gedächtnis“ zu, welches nur das erinnere, was in der Gegenwart von praktischer Bedeutung sei (62). Hinzu komme, dass in der Vorstellung eines europäischen Kulturgedächtnisses nach Assmann Erfahrungen wie die gewaltsame europäische Expansion seit 1492, die das europäische Selbstverständnis fundamental präg(t)en, keinen Platz fänden und verdrängt würden (60-63). Sonderegger macht deutlich, wie stark die Assmann'sche Theorie in der Tradition westlicher Geschichtsphilosophie mit ihren rassistischen Grundannahmen steht. So erfüllen Assmanns Konzeptualisierungen alle vier zu Beginn des Beitrags postulierten Kriterien für Eurozentrismus: Behauptung der Zentralität, der Höherwertigkeit, der Allgemeingültigkeit sowie der Beispielhaftigkeit der eigenen Sicht der Dinge (46). Auf diese Weise zeigt der Beitrag, wie stark spezifische Geschichtsverständnisse zur wissenschaftlichen Legitimierung von Herrschaftsverhältnissen beitragen können und dass westliche WissenschaftlerInnen sich der Verfangenheit in eurozentrischen und rassistischen Denkweisen bewusst werden müssen, um gute, nach Objektivität strebende Wissenschaft betreiben zu können.

Der Artikel von Frank Dikötter zum „Rassendiskurs in China“ macht die transnationale Dimension der Verbreitung rassistischen Denkens deutlich. Als Ausgangspunkt seiner Untersuchung dient ihm die offizielle chinesische Position, nach der 90% aller chinesischen StaatsbürgerInnen den Han angehörten und diese „eine homogene ethnische

Gruppe [...] seien, die gemeinsame Anfänge, [...] Geschichte und [...] Territorium teilen würden“ (119). Die Entstehung von rassistischem Denken in Politik und Wissenschaft Chinas knüpft er an das Aufkommen der so genannten Rassentheorien in der europäischen Geistesgeschichte (122). Vorher habe es zwar „negative Einstellungen hinsichtlich des physischen Erscheinungsbildes von Individuen und Bevölkerungsgruppen“ gegeben, aber es könne dabei nicht von Rassismus die Rede sein, weil „selten ein kohärentes System, das soziale Einschluss- und Ausschlussverfahren mit ähnlicher Legitimität versehen hätte“, vorlag (122). Im republikanischen China habe man sich des Konzepts „Rasse“ bedient, um „die nationale Einheit auch nach dem Kollaps des Kaiserreiches zu erhalten“ (133). Insgesamt konstatiert Dikötter, dass „Ideen wie ‘Kultur’, ‘Ethnizität’ und ‘Rasse’ von den [...] Eliten ineinander vermengt [wurden], um kulturelle Merkmale gegenüber einer imaginierten rassistischen Besonderheit für sekundär zu befinden“ (121). Im kommunistischen China wurden zwar Rassentheorien als Werkzeuge des Imperialismus angegriffen, die Vorstellung von unterscheidbaren und unterschiedlich wertigen Bevölkerungsgruppen blieb aber bestehen und dauere bis heute fort (137ff). Der Beitrag zeigt, wie flexibel die Kategorie „Rasse“ unterschiedlichen soziopolitischen Kontexten angepasst werden kann und wie diese Eigenschaft politischen und intellektuellen Eliten die Verwendung für unterschiedliche politische und ideologische Ziele ermöglicht(e). Ohne Rassismus anthropologisierend zu einer menschlichen Konstante zu machen, legt Dikötter mit seiner historisierenden

und herrschaftssensiblen Perspektive überzeugend dar, wie rassistische Theorien zum Vorteil der Herrschenden in die lokalen Geschichtsvorstellungen integriert und dem gesellschaftlichen Kontext angepasst werden. Solche Erkenntnisse erlauben den LeserInnen, die blutigen Unruhen in Xinjiang Mitte dieses Jahres und die hiesige Berichterstattung dazu kritisch zu bewerten. Dieser Beitrag hätte noch lesenswerter sein können, wenn der Autor zu Beginn sein Erkenntnisinteresse und seine Vorgehensweise offengelegt bzw. eine klare These formuliert hätte.

Aram Ziais Aufsatz „Rassismus und Entwicklungszusammenarbeit“ widmet sich dem sträflich vernachlässigten Thema der kolonialen Kontinuitäten in der Entwicklungspolitik, ihrer rassistischen Grundannahmen und der Notwendigkeit einer Dekolonisierung internationaler Zusammenarbeit. Ebenso wenig wie der Entwicklungszusammenarbeit grundsätzlich Gutes zu unterstellen ist, lassen sich alle ihre Dimensionen als Kolonialismus *in disguise* über einen Kamm scheren. Ziai pauschalisiert nicht, sondern analysiert genau, welche ihrer Aspekte koloniale Wissens- und Machtkonstellationen aufweisen. Er stellt die These „einer Kontinuität der westlichen Sichtweise auf die Gesellschaften Afrikas, Asiens und Lateinamerikas zwischen der kolonialen Ära und jener der Entwicklungszusammenarbeit“ auf (192) und kommt zu dem Schluss, dass, während der „koloniale Diskurs“ offen rassistisch ist (198), große Teile der Entwicklungszusammenarbeit verdeckt rassistische Grundannahmen und Effekte aufweisen: „Rassismus ist in der Entwicklungszusammenarbeit durch ihr koloniales Erbe und die damit

verbundenen Strukturen ständig präsent“ (210). Wenn diese Erkenntnis auch nicht völlig überrascht, überzeugt dieser Beitrag doch durch seine überlegte Diskussion des Rassismusbegriffs und einer sich darauf beziehenden differenzierten Überprüfung einiger Grundannahmen und Praktiken der Entwicklungszusammenarbeit.

„Man spielt nicht ungestraft mit dem Rassenbegriff“ (18). So zitiert Sonderegger Jacques Barzun und weist darauf hin, dass sich WissenschaftlerInnen, die Rassismus analysieren, oftmals in dessen Fallstricken verheddern und ihn so fortschreiben. Auch in einigen Beiträgen der hier besprochenen Anthologie geschieht genau dies aufgrund fehlender Sensibilität für die Effekte von Sprachgebrauch und für die rassistischen Elemente der deutschen Sprache. Ausdrücke wie „Rasse“, „rassisch“, „Schwarzafrikaner“, „Rassenungleichheit“, „Rassen-Zugehörigkeit“, „Rassenbewusstsein“, „arisch“, „Stämme“, „UreinwohnerInnen“, „Neuzeit“ tauchen häufig auf: zuweilen ohne Anführungszeichen, zuweilen mit, aber niemals mit einer Erläuterung dazu, wie man mit der Problematik umgeht, dass man bei der Rassismusanalyse Wörter verwendet, die selbst koloniales und rassistisches Denken beinhalten. Wenn Bezeichnungen wie „Dunkelhäutige“, „Farbige“, „Mestizen“ und „Schwarze“ abwechselnd und mitunter ohne Anführungszeichen verwendet werden (so z.B. in *Andreas Hofbauers* Beitrag „*Before Multiculturalism: Hintergründe zur aktuellen Rassismuskonversation in Brasilien*“), fehlt die Distanzierung von der rassistischen Benennungspraxis mithilfe analytischer (oder politischer) Kategorien. Bedenklich ist auch, wie in

Bea Gomes' Beitrag über „Rassistische Denkkonzepte im iberischen Entdeckungsdiskurs: 15.-17. Jahrhundert“ durchweg von „Kontakt“ zwischen Kolonisierenden und Kolonisierten die Rede ist: Solch neutralisierender Sprachgebrauch verharmlost die gewaltsame Dimension der europäischen Expansion nach Südamerika, bei der in den ersten Jahrzehnten bis zu 90 % der Bevölkerung umkamen. Bei einem Band, der Rassismus thematisiert, wäre eine stärkere Auseinandersetzung der HerausgeberInnen und AutorInnen mit den eigenen Ansprüchen an Untersuchungen dieses Phänomens und eine Offenlegung ihrer Diskussionen um die Verwendung von Begriffen wie „Rasse“ wünschenswert.

Insgesamt macht das Buch einerseits deutlich, wie unterschiedlich das jeweilige Verständnis davon ist, was das Phänomen Rassismus ausmacht, und andererseits, dass abstrakte Rassismuseditionen erst bei der Überprüfung an einem Untersuchungsgegenstand fruchtbar diskutiert werden können. Rassismen sind, soviel ist nach der Lektüre dieses Bandes sicher, nur historisch und geographisch eingebettet zu verstehen. Auffällig ist, dass die Frage, was Rassismus ist, von einigen Beiträgen definiert wird und andere jegliche theoretische und begriffsdefinitorische Diskussion unterlassen oder, wie der Aufsatz zu „Migration und Rassismus in Österreich“ von *Michal Krzyzanowski* und *Ruth Wodak*, durchweg eine nicht näher spezifizierte „Fremdenfeindlichkeit“ behandeln, ohne von Rassismus zu sprechen. Andere Beiträge (*Rüdiger Lohker*, *Henning Melber*, *Frank Dikötter*) legen ihr Erkenntnisinteresse nicht offen, so dass man lediglich anhand des Titels

oder im Laufe der Lektüre erahnt, worauf sie hinaus wollen. Diese unterschiedliche wissenschaftliche Qualität der Artikel hinterlässt nach der Lektüre des gesamten Bandes nicht den Eindruck einer Gesamtkomposition, sondern eher den von zusammengewürfelten Beiträgen. Dennoch liefert der Band einen äußerst brauchbaren Überblick über die Fruchtbarkeit der Analyse von Rassismus in verschiedenen geographischen und zeitlichen Kontexten.

*Daniel Bendix*

**Jessé Souza: *Die Naturalisierung der Ungleichheit. Ein neues Verständnis peripherer Gesellschaften.*** Wiesbaden: VS 2008, 184 Seiten

So viel vorweg: Der Autor hat ein lesenswertes, äußerst interessantes und sehr vielschichtiges Buch geschrieben, das lohnt, breiter rezipiert zu werden. Die Studie basiert auf seiner Habilitationsschrift und unternimmt den ehrgeizigen Versuch, eine eigenständige (Gesellschafts-)Theorie sozialer Ungleichheit in peripheren Gesellschaften zu entwickeln. Wie der Titel schon andeutet, spielt dabei das Phänomen einer Naturalisierung sozialer Ungleichheiten als theoretischer Kristallisationspunkt eine besonders bedeutsame Rolle: „Ich will versuchen zu zeigen, wie die Naturalisierung der sozialen Ungleichheit in peripheren Ländern rezenter Modernisierung wie Brasiliens angemessener erfasst werden kann als Folge nicht eines vermeintlich prämodernen und personalistischen Erbes, sondern genau im Gegenteil als Ergebnis eines effektiven Modernisierungsprozesses großen Ausmaßes, der das Land seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts überfällt.“ (S. 22)

Das Buch umfasst 11 Kapitel, die in drei Teile untergliedert sind. Im ersten Teil findet sich eine informierte Auseinandersetzung mit den Theorien von Charles Taylor (Kap. I) und Pierre Bourdieu (Kap. II). Taylors Anerkennungstheorie wird mit dem Ziel angeeignet, die sozialen Vorbedingungen der Naturalisierung von sozialer Ungleichheit in peripheren Ländern aufzuhellen (vgl. S. 26). Zentrales Motiv der Theorierekonstruktion ist dabei, dass Naturalisierungen sozialer Realität mit kulturellem Sinn und moralischer Relevanz verbunden sind, die Taylor durch seine Genealogie der Wertehierarchie der Spätmoderne sichtbar machen kann (vgl. S. 41). An die Seite der Taylor'schen politischen Theorie wird in einem zweiten Schritt die Sozialtheorie Pierre Bourdieus gestellt, die anders als Taylor Phänomene der Legitimation sozialer Ungleichheit ins Zentrum stellt, die bei Taylor gerade fehlen. Bourdieu liefert den theoretischen Rahmen, um die Naturalisierung von sozialer Ungleichheit mehrdimensional zu konzeptionalisieren: zum einen als individuelle Inkorporierung sozialer Strukturen, wie sie durch das Habituskonzept ausgedrückt wird, zum anderen als Legitimation kultureller Willkür, mit der die herrschenden Klassen die sie privilegierenden sozialen Strukturen und Institutionen als etwas Natürliches in den Köpfen der Beherrschten etablieren (vgl. S. 55). In Kapitel III werden dann die Ansätze von Taylor und Bourdieu direkter aufeinander bezogen. Dabei wird Taylor als derjenige Denker präsentiert, dem es durch seine Arbeiten gelingt, die kulturellen und historischen Institutionen und funktionalistischen Imperative von Staat und Markt, die genau

so natürlich erscheinen wie das Atmen oder das Sprechen, zu re-signifizieren, zu re-kulturalisieren und damit wieder als gestaltbare gesellschaftliche Größen zu konzeptionalisieren (vgl. S. 68f). Bei aller Stärke Taylors verbindet er Jessé Souza zufolge seine Theorien zu wenig mit ungleichheitsbezogenen Kämpfen um knappe Ressourcen, sondern bleibt am Ende selbst in einer modernisierungstheoretischen Betrachtung gefangen. Bourdieu ist hingegen nach Souza einerseits in der Lage, die spontane Ideologie des Spätkapitalismus im Kontext von sozialen Klassenkämpfen um die legitime Sicht auf die Welt abzubilden, ist aber auf der anderen Seite wieder durch Taylor zu ergänzen, wenn es darum geht, universelle Normen zu begründen, mit denen die sozialen Ungleichheitsverhältnisse und kulturellen Klassenkämpfe auch normativ beurteilt werden können (S. 82ff). Der ganze erste Teil liefert eine sorgfältige Auseinandersetzung mit den Ansätzen von Taylor und Bourdieu, die nicht auf die bloße Rekonstruktion beider Theoretiker beschränkt bleibt, sondern eine differenzierte und eigenständige Aneignung darstellt. Zuweilen gerät der Text allerdings zu dicht und der Argumentationsverlauf ist dadurch nicht immer leicht zugänglich (etwa S. 28ff).

Im zweiten Teil der Studie wird die „Konstituierung der peripheren Moderne“ entlang sozialhistorischer Ungleichheitsstudien von der historischen Periode der Sklaverei und des Kolonialismus bis hin zum frühen zwanzigsten Jahrhundert untersucht. Denn die Ansätze von Taylor und Bourdieu reichen zur Analyse der Naturalisierung von Ungleichheitsverhältnissen im Zentrum und insbesondere an der Peripherie nicht hin. Souzas Ausgangsüberlegung lautet:

„Wenn lediglich Staat und Markt ohne jegliche Hemmnisse als strukturierende Institutionen der sozialen Dynamik agieren würden, wären die Unterschiede zwischen den Gesellschaften, sowohl zwischen den zentralen Gesellschaften untereinander als auch zwischen ihnen und den peripheren minimal.“ (S. 87) Dieser Teil liefert nicht nur eine Fallstudie der sozialgeschichtlichen Modernisierung Brasiliens, sondern vermittelt auch einen guten Einblick in wichtige zeitgenössische Studien der brasilianischen Soziologie.

Im Kapitel I des zweiten Teils geht es zunächst darum, das „soziologische[n] Märchen‘ des ewig fortdauernden Einflusses der Vormoderne“ (S. 92) im Sinne eines spezifischen Wertehorizontes fundamental zu kritisieren. Diese Argumentationsfigur muss bis heute dafür erhalten, dass Länder aus der Peripherie nicht denselben Reichtum, dieselben Alphabetisierungsquoten oder dieselbe Infrastruktur aufbieten können wie westliche Industrienationen, weil eben noch immer vormoderne, archaische Verhaltensmuster die Umsetzung westlicher Rationalitätskriterien unterlaufen.

Nach dieser Kritik setzt sich Souza in einem weiteren Kapitel mit den Arbeiten von Gilberto Freyre, einem der bekanntesten brasilianischen Soziologen und Anthropologen des Zwanzigsten Jahrhunderts, auseinander, insbesondere mit seinen Studien über die Sklaverei, den Patriachalismus und den Personalismus in Brasilien. Der für Brasilien charakteristische Personalismus, also die direkte personale Abhängigkeitsbeziehung zwischen Personen im Zusammenspiel von Patriachalismus und Sklaverei führt nach Souzas Reinterpretation der Arbeiten von Freyre und (im weiteren Verlauf)

von Maria Sylvia de Carvalho Franco zu der These, dass der Personalismus weit über die Beziehung zwischen Sklavhalter und Sklaven hinaus zu einem Strukturmerkmal der brasilianischen Gesellschaft avanciert ist, das sich bis heute durchzieht. „Der strukturelle Stellenwert des Systems der Sklaverei, sowohl im sozialen wie im ökonomischen Sinn, warf seinen Schatten auf alle anderen sozialen Beziehungen. Dies gilt insbesondere für eine andere soziale Schicht, die im kolonialen Brasilien fundamental und zahlreich ist [...] und die aus den ‘Dependentes’ [Abhängigen] oder ‘Agregados’ [Beigesellten] besteht, die formal frei und von jeder Hautfarbe sind.“ (S. 114f) Die persönlichen Abhängigkeitsbeziehungen zwischen den formal freien Abhängigen und den Patrons (oder zwischen ähnlichen Sozialbeziehungen) erscheinen dabei allen Beteiligten im Modus der Freiwilligkeit. An diese Vorstellungswelt angekoppelt wird eine doppelte Naturalisierung: Erstens, eine Naturalisierung der unterschiedlichen sozialen Positionen, eines oben und unten; zweitens die Kopplung der sozialen Position mit Hautfarbe. Denn die *Patrons* waren „weiß“ und die „Dependentes“ waren dunkelhäutig. Dieses Muster der doppelten Naturalisierung wird im anschließenden dritten Kapitel des zweitens Teils weitergeführt. Auf der Grundlage einer Untersuchung von Florestan Fernandes kann Souza zeigen, dass im Neunzehnten und frühen Zwanzigsten Jahrhundert die Ausdifferenzierung der Sozialstruktur mit dieser Form der Naturalisierung sozialer Ungleichheiten einherging. Im Zuge des relativen Bedeutungsverlusts der polaren sozialen Positionen erstarkte eine bürgerlich-brasilianische Mittelschicht, die

sich fast ausschließlich aus Mestizen zusammensetzte: „Mestizen, die keine andere Erwerbsquelle besitzen als ihre Bereitschaft und Geschicklichkeit zum Erlernen der neuen Handwerksberufe und die [...] in jener sich verändernden Gesellschaft zu einem Element wurden, das am typischsten einen bürgerlichen Charakter aufwies: ein mittelständiges Element, in Form einer ‘mittleren Rasse’.“ (S. 135)

Doch die hier aufgebaute Argumentation einer starken Kopplung von Hautfarbe und Sozialstruktur in dem Sinne, dass die Hautfarbe oder die „Rasse“ die Sozialposition erklärt, wird im dritten Teil des Buches, in dem der Weg von der Brasilianischen Revolution 1930 bis zur Gegenwart besprochen wird, relativiert und noch einmal komplexer gewendet. Zur Analyse des Zusammenhangs von sozialer Position und Hautfarbe wird im ersten Kapitel des dritten Teils von Souza noch einmal das Habituskonzept von Bourdieu herangezogen mit der Idee, „die Verwechslung und Vermengung von ‘Habitus’ und Hautfarbe zu überwinden“ (S. 154). Die vehemente Modernisierung Brasiliens, die Ende des Neunzehnten Jahrhunderts einsetzt und bis zur 1930er-Revolution reicht, setzt an mit der Abschaffung der Sklaverei und der parallelen Einführung einer starken Wettbewerbsgesellschaft, in der die ehemaligen Sklaven sich weitestgehend selbst überlassen blieben. So waren sie sogar schlechter für diese Gesellschaft gerüstet als europäische Einwanderer, von denen sie schnell an die Ränder der lukrativen Arbeitsmärkte gedrängt und sozial ausgegrenzt werden. Unter Rückgriff auf eine Studie über die Integration von dunkelhäutigen Menschen in die Klassengesellschaft von Fernandes kann

Souza Integrationsschwierigkeiten an die nunmehr kompetitive Ordnung belegen und verortet diese Schwierigkeiten entlang von psycho-sozialen Persönlichkeitsbedingungen wie der Unangepasstheit der Schwarzen an die freie Arbeit und der „Unfähigkeit gemäß den Verhaltens- und Persönlichkeitsmodellen der Wettbewerbsgesellschaft zu handeln“ (S. 147). Diese *sozialen* Charakteristika verdichten sich zu einem sozialen Klassenhabitus, der präziser als der Verweis auf die Hautfarbe die Produktion und Reproduktion der Marginalität der Schwarzen in Brasilien erklären können soll. Denn der Marginalisierung und sozialen Ausgrenzung zu Grunde liegt ein „Prozess der Aneignung von kognitiven und wertenden Schemata, die im familiären Umfeld von frühester Kindheit an in vor-reflexiver und automatischer Weise vermittelt und verinnerlicht“ wird (S. 150). Dieser „prekäre Habitus“ „ist von zentraler Bedeutung, denn wenn die Reproduktion eines ‘prekären Habitus’ der letzte Grund für die Unangepasstheit und Marginalisierung dieser Gruppen ist, so ist es nicht ‘lediglich die Hautfarbe’, wie gewisse empirizistische Tendenzen hinsichtlich der Ungleichheit in Brasilien heute nahe legen. Wenn es in diesem Bereich Vorurteile gibt, und es gibt sie zweifellos und sie wirken in verdeckter und virulenter Weise, so sind es in erster Hinsicht nicht Vorurteile gegenüber der Hautfarbe, sondern vielmehr Vorurteile, die sich auf einen ganz bestimmten Typ von ‘Persönlichkeit’ beziehen, der für die Gesamtgesellschaft als unproduktiv und zersetzend angesehen wird“ (Ebd.).

Diese argumentative Zentralfigur, dass der Klassenhabitus und die habitus-spezifischen sozialisatorischen Reproduktionsmechanismen bestimmender

sind für soziale Ungleichheiten in peripheren Gesellschaften als der Verweis auf die Hautfarbe, löst den ambitionierten Untertitel eines neuen Paradigmas zum Verständnis peripherer Gesellschaften zumindest ein Stück weit ein. Die Naturalisierung von Ungleichheiten entlang der spezifischen Dimension der „Rasse“ oder Ethnizität oder Hautfarbe wäre dann das spezielle Moment, in dem periphere Gesellschaften sich von den Ungleichheitsregimen der westlichen Industriegesellschaften unterscheiden, deren Naturalisierungsformen anderen Argumentationslinien folgen. Souzas Studie liefert eine große Anzahl von interessanten Aspekten, die hier nicht alle vorgestellt werden konnten. Beeindruckend ist, dass sich der Autor auf den Weg macht, Gesellschaftstheorie zu betreiben um entlang der Analyse der brasilianischen Gesellschaften wieder an eine wichtige soziologische Einsicht zu erinnern: „Es gibt [...] menschlichere und gerechtere Gesellschaften als andere und es ist eine grundlegende Aufgabe der Gesellschaftskritik, die Gründe für diese Unterschiede zu erörtern.“ (S. 14) Allein in diesem Sinne ist die Studie ein Gewinn.

*Uwe H. Bittlingmayer*

**Jonas Wolff: *Turbulente Stabilität. Die Demokratie in Südamerika diesseits ferner Ideale*. Baden-Baden: Nomos 2008, 431 Seiten**

Demokratie in Lateinamerika ist stets prekär, gleichwohl ist es nach Auffassung des Autors der vorliegenden Studie neben Europa die Weltregion, in der sie sich als nahezu unumstrittene Herrschaftsform durchgesetzt hat. Andererseits sei es jedoch die Region mit der

schärfsten sozialen Ungleichheit (S. 21). In seinem Buch zeichnet Jonas Wolff die südamerikanischen Krisenkonjunkturen von Beginn der doppelten Transformation bis zu Demokratie und Neoliberalismus nach. Dabei beschäftigt er sich intensiv mit den Krisen der politischen Systeme Argentiniens und Ecuadors und kontrastiert seine Ergebnisse mit den Entwicklungen in Bolivien und Chile.

Damit wählt Wolff zwei höchst unterschiedliche Länder, die jedoch beide die zu erklärende Dynamik von De- und Restabilisierung und das Charakteristikum demokratischer Verfasstheit aufwiesen (S. 22). In beiden Fällen stelle sich also die Frage, wie die Demokratie trotz aller Widrigkeiten überleben konnte. Wolff entscheidet sich dabei für die Verwendung eines formalen Demokratiebegriffs nach Robert Dahl, der es ermögliche, die real-existierenden Demokratien ernst zu nehmen und gleichzeitig ihre Defizite und Grenzen im Hinblick auf grundlegende demokratische Prinzipien sowie auf ihre Kontextbedingungen und Folgen (z.B. sozioökonomischer Natur) zu analysieren. Der Einhaltung demokratischer Mindeststandards räumt er ein inhärentes Emanzipationspotential ein und verweist darauf, dass der Übergang von der Militärdiktatur zur noch so defizitären Demokratie einen wichtigen politischen Fortschritt darstelle (S. 59).

Bei der Untersuchung der Konfliktkonjunkturen in Argentinien und Ecuador verknüpft er demokratietheoretische mit politökonomischen Erklärungsmustern. „Für das Verständnis der Fälle, d.h. der spezifischen Verhältnisse und Formen von Kontinuität und Wandel, ist also eine integrierte Perspektive notwendig, die im Sinne einer politischen Ökonomie der Demokratie

demokratische Mechanismen und Institutionen und deren politökonomische Hintergrunddynamiken umfasst.“ Außerdem müsse eine solche integrierte Perspektive die Bedeutung informeller Institutionen und Mechanismen, klientelistischer und quasi-korporatistischer Konfliktbearbeitungsstrategien berücksichtigen (S. 324).

In der im Dezember 2001 einsetzenden „Hochphase soziopolitischer Konfliktivität“ habe die Arbeitslosenbewegung der *Piqueteros*, die bereits durch die sozialen Verwerfungen des noch funktionierenden Modells in den 1990er Jahren entstanden sei, einen enormen Wachstumsschub erfahren. Allerdings seien die Proteste auch durch zunächst spontane Proteste der urbanen Mittelschichten geprägt worden, die sich später in Form der *Asambleas* organisierten. In ihrer Organisation hätten diese höchst unterschiedlichen Formen politischen Protests auf die Strukturen der die 1990er Jahre prägenden *bottom-up*-Repression zurückzuführende Gemeinsamkeiten gezeigt: „eine(r) territoriale(n) Orientierung auf und Einbettung in je lokale Räume; eine(r) spezifische(n) Politisierung, die eine radikal ‘negative’ auf Destitution zielende Agenda der Ablehnung mit pragmatisch-‘positiven’ Ansätzen im Sinne konkreter Bedürfnisse verband; und einen Rückgriff auf ‘horizontale’, partizipative bis konsensorientierte Formen der internen Organisation“ (S. 146).

Diese Charakteristiken attestiert Wolff in ähnlicher Form auch der indigenen Organisation *CONAIE* und der Partei *Pachakutik*. Gleichwohl weist er auch auf Spezifika der indigenen Bewegung hin: So gebe der auf ethnische und langfristige Gemeinschaftsbildung

beruhende Charakter indigener *Comunidades* diesen lokalen Zusammenhängen nach innen einen starken Zusammenhalt und nach außen ein (innerhalb bestimmter Organisationszusammenhänge) konsistentes Autonomiebedürfnis. Diese Eigenschaften und ein dichtes Netz nahestehender Grasrootsorganisationen hätten zum schnellen Aufstieg der Pachakutik geführt. Gleichwohl habe die Autonomie der Basiseinheiten von Pachakutik und CONAIE ein konsistentes und homogenes Auftreten auf nationaler Ebene erschwert (S. 249). Auch die (internationale) Entwicklungszusammenarbeit unterstütze eine Refokussierung des zivilgesellschaftlichen Engagements in Richtung apolitischer Graswurzelaktivitäten und setze auf Selbsthilfe und kleinteilige, über NGOs vermittelte Entwicklungsprojekte sowie auf marktförmig eingehegtes und lokal begrenztes *Empowerment* (S. 114).

Dem Autor gelingt es, die Konflikt-dynamiken in Ecuador und Argentinien detailliert nachzuzeichnen und mit den Entwicklungen in Chile und Bolivien zu kontrastieren.

„Im Zentrum dieser Studie stand die Frage nach der *Solidität* konkreter Konstellationen eines demokratischen sozialen Friedens, also die Erklärung mehr oder minder erfolgreicher Stabilisierung und Pazifizierung.“ (S. 348) Das Verstehen soziopolitischer Zusammenhänge wird ihrer normativen Wertung vorgezogen, ohne dass der Autor die Frage demokratischer Qualität auszuklammern versucht. „Je mehr soziale Probleme nur deshalb nicht makropolitisch virulent werden, weil die Betroffenen nicht zur kollektiven Artikulation in der Lage sind, desto schlechter. Dies gilt sowohl im Interesse nachhaltiger

Konfliktbearbeitung als auch im Sinne einer substanziellen Demokratisierung von Demokratie.“ (S. 348)

Da Wolff seine Arbeit vor dem Hintergrund politischer Turbulenzen Südamerikas zum Wechsel des Jahrtausends begann, werden die unter dem Begriff „Linksruck“ zusammengefassten Umwälzungen in Lateinamerika nur am Rande erörtert. Dennoch bietet seine Studie wichtige Anhaltspunkte zum Verständnis der turbulenten Konflikte in linksregierten Ländern Lateinamerikas. „Zur Frage steht, ob es gelingt, real-existierende Demokratien, die auf faktischer Exklusion gegründet sind, in etwas Neues zu transformieren – etwas Neues, das auf der Basis formaldemokratischer Mindeststandards zumindest eine progressive Annäherung an die auch materiell zu füllenden demokratischen Prinzipien der Gleichheit und Freiheit ermöglicht.“ (S. 351) Die Unsicherheit demokratischer Prozesse müsse ausreichend institutionell eingehegt sein, da sich sonst die gesellschaftlich und ökonomisch Mächtigen in ihren Interessen bedroht fühlen. Nur durch eine derartige Einhegung könnten sie dazu gebracht werden, die demokratischen Spielregeln zu akzeptieren (S. 31). Im Bewusstsein dieser Problematik spricht sich Wolff dennoch für eine „konsequent die extremen sozialen Ungleichheiten der Region“ angehende Politik aus (S. 350). Für den Transformationsprozess sei eine fortgesetzte Organisation und Mobilisierung marginalisierter Gesellschaftsschichten notwendig. Das Reformprojekt müsse notwendigerweise radikalen Wechsel bedeuten, aber zugleich breite Bündnisse ermöglichen.

In Südamerika gebe es bei aller gebotenen Skepsis zumindest relevante

Tendenzen einer Suche in diese Richtung, „von denen auch die etablierten Demokratien des Nordwestens noch etwas lernen können“ (S. 351).

*Timm B. Schützhofer*

Ilker Ataç, Bülent Küçük & Ulaş Şener(Hg.): *Perspektiven auf die Türkei. Ökonomische und gesellschaftliche (Dis)Kontinuitäten im Kontext der Europäisierung*. Münster: Westfälisches Dampfboot 2008, 363 Seiten

Thematisch kommt in dieser Sammlung von Aufsätzen politökonomischen Fragen, der Transformation von Staatlichkeit und dem türkischen Nationalismus besonderes Gewicht zu. In ihrer informativen Einleitung gehen die Herausgeber auf Entwicklungen seit den 1980er Jahren bis in die jüngste Zeit ein. Es folgt das Kapitel „Türkische Modernität und Projektionen auf den Westen“. *Meltem Ahıska* analysiert im Rückgriff auf Walter Benjamin und postkoloniale Theoriebildung den „Okzidentalismus“ als historische Fantasie innerhalb des politischen Gefüges der Türkei. Ihr zufolge verstellt die im türkischen Modernisierungsdiskurs unhinterfragbare Zielsetzung, an den Westen anzuschließen, den Blick auf gesellschaftliche Probleme und bindet Energien zu deren Lösung.

In historischer Sicht analysiert *Tanül Boras* Beitrag den nationalkonservativen Diskurs über den Westen und stellt u.a. heraus, wie v.a. nach 1980 aus der islamistischen Bewegung hervorgegangene Deutungen innerhalb des breiteren konservativen Lagers dominant wurden. Ideologische Schnittstellen zum Kemalismus ergäben sich aus dessen „nur rumpffartig“ (52) formuliertem

antiimperialistischen Anspruch, der eine mit antiwestlichen Äußerungen zu füllende legitimatorische Lücke hinterlasse.

Mit den türkischen Fantasmen in der EU-Beitrittsdebatte befasst sich *Bülent Küçük* auf Basis einer Diskursanalyse von Tageszeitungen. Er zeigt, wie sich die Subjektivität des türkischen „Anderen“ (80) in dieser Debatte dialogisch und in einem umfassenden „Okzidentalismus“ im Sinne der Begriffsbildung Ahıskas konstituiert.

Im Kapitel „Staat, Ökonomie und Arbeitsverhältnisse“ beschreibt zunächst *Pınar Bedirhanoğlu* die Restrukturierung des türkischen Staates im Kontext neoliberaler Globalisierung und nimmt hierbei vordringlich die Stärkung der Exekutive und eine veränderte Sicherheitspolitik in den Blick. Der Staat ziehe sich im Zuge einer „Verwilderung der Alltagspraktiken“ (103) aus der direkten Konfrontation mit den „verlorenen“ Schichten der Gesellschaft zurück (119). Ihre Ausführungen will die Autorin auch im Hinblick auf Konflikte und Handlungsfähigkeit der Linken in der Türkei verstanden wissen, da eine verkürzte Staatsanalyse die Entwicklung von Gegenstrategien behindere.

Um Veränderungen des Verhältnisses von Staat und Markt im Kontext des Europäisierungsprozesses der Türkei geht es in *Galip L. Yalman*s Beitrag. In Abgrenzung von Ansätzen, die den türkischen Staat als „zentrale explanatorische Variable“ (129) und Entwicklungshemmnis begreifen, versteht Yalman die türkische Entwicklung als Beispiel für eine „Transnationalisierung des Formierungsprozesses von Klassen und Staaten“ (127). EU und Bretton-Woods-Institutionen bildeten darin einen „Knotenpunkt der

Organisierung des institutionellen Rahmens“ (128).

*Özlem Onaran* setzt sich mit dem Status der Türkei in der globalen Ökonomie auseinander und stellt fest, dass Profitsteigerungen und Weltmarktintegration seit 1980 weniger durch Investition und technologischem Fortschritt als durch intensivere Nutzung der „in der Planwirtschaftsära in den 1960er und 1970er Jahren aufgebauten Produktionskapazitäten“ (159) erzielt wurden. Die Krisen von 1994 und 2001 seien durch „Umverteilungsschocks“ (146) auf Kosten der Lohnabhängigen bewältigt worden.

Umstrukturierungen und Arbeitsbedingungen im Wachstumssektor Schiffsbau und die darin einkalkulierte Logik tödlicher Unfälle sind Gegenstand von *Aslı Odmans* Beitrag. In diesem „Laboratorium der Informalität“ (165) beschränken sich arbeitsrechtliche Änderungen oft auf den legalisierenden Nachvollzug des Status quo. Gewerkschaftliche Einflussnahme gestalte sich, auch aufgrund der Fragmentierung linker Gruppen, äußerst schwierig.

Der Artikel von *Ulaş Şener* reflektiert die Neoliberalisierung der Geldpolitik in der Türkei seit der Krise von 2001. Unter dem Druck des „IWF-Weltbank-EU-Nexus“ (191) werde Fiskalpolitik auf die Anforderung von „Glaubwürdigkeit“ gegenüber den Finanzmärkten (198) reduziert. Şener zeigt, dass die in der Türkei im Geiste des neoklassischen wirtschaftstheoretischen *mainstreams* verfolgten politischen Rezepte zur Inflationssenkung auf Kosten der Reallöhne und fortgesetzter Schuldenakkumulation führten; die Abhängigkeit von internationalen volatilen Kapitalflüssen blieb hingegen unvermindert.

Im Kapitel „Kemalismus, Nationalismus und die kurdische Frage“ untersucht zunächst *Esra Özyürek* die seit den 1990er Jahren einsetzende Kommerzialisierung und Miniaturisierung von Abbildungen Atatürks. Waren diese früher staatlich verordnete Insignien der Bindung an den republikanischen Modernismus, so gehen inzwischen in Reaktion auf die Popularisierung islamischer Symbolik auch die kemalistisch orientierten Mittelschichten zur Verteidigung ihres Lebensstils und des republikanischen Erbes mittels kommerzieller Strategien über. Der Staatsgründer erscheine in dieser Neuinterpretation oft als stilsicherer Weltmann, an dem sich bewusste KonsumentInnen heute orientieren könnten.

Veränderungen in der Sicht der Modernisierungseliten auf die kurdische Frage behandelt der Text von *Mesut Yeğen*. Diese reichen von einer Assimilationspolitik, der gemäß KurdInnen als „werdende Türken“ (241) galten, über die völlige Negierung ihrer Existenz bis zu einer in jüngster Zeit von Militärs aufgebrachten Bezeichnung als „Pseudo-Bürger“ (243). In letzterer spiegele sich ein „fundamentaler Bruch in der Wahrnehmung der kurdischen Frage durch den etablierten türkischen Nationalismus“ (244) wider, der nach langem Ringen um eine „mono-linguale politische Gemeinschaft“ zu erkennen genötigt sei, dass KurdInnen in der Türkei eine „zweite Nation“ (247) bildeten.

*Nazan Üstündağ* analysiert Zeugnisse vertriebener KurdInnen im Istanbul Außenbezirk Esenyurt und beschreibt, wie die Präsenz kurdischer Menschen jenseits von Diskursen der Unterentwicklung und regionalen Bedrohung zu einem „Zeichen des

Urbanen in der türkischen nationalen Vorstellungswelt wird“ (255).

Thema von *Emre Arslans* Beitrag ist die ultranationalistische Bewegung. Aufbauend auf eine begriffliche Klärung diskutiert der Autor deren Entwicklung zwischen Verherrlichung eines vorislamischen ethnischen Türkentums und dem Islam als massenwirksamem Bezugsrahmen.

Den Abschluss bilden drei aktuelle Auseinandersetzungen mit Geschlechterverhältnissen und feministischer Politik.

*Nükhet Sirman* analysiert aus anthropologischer Sicht die Familialisierung der Staatsbürgerschaft in der Türkei. Im Unterschied gegenüber der osmanischen Zeit baue die Konstituierung des Nationalen in der Republik kulturell auf das Ideal der Kernfamilie auf und weise Frauen nur eine abgeleitete Form der Staatsbürgerschaft zu; gleichwohl obliege es ihnen, moderne Subjektivität im Nationalstaat erst herauszubilden. Sinn- und strukturgebend für dieses Projekt sei eine „vernünftige und deshalb moderne“ Form von „Liebe“ (315).

Eine differenzierende Sicht auf die Frauenbewegung im Kontext der „neoliberalen Reorganisation von Staatlichkeit“, die auch ein kulturelles Projekt einschließe, entfaltet *Anıl Al-Rebholz* (321). Aus der feministischen Subkultur hervorgegangen, bildeten auch heutige Frauen-NGOs eine „Quelle der Legitimität“ (327) von Staatlichkeit. Die Einsicht in diese feministische Beteiligung an *governance*-Prozessen berge auch das Potential, Veränderungen patriarchaler Herrschaftsformen zu erkennen.

Ausgehend von feministischer Staatstheorie und einer historischen Betrachtung der feministischen Bewegung

nimmt *Bihter Somersan* Formen der Artikulation und Teilhabe von Frauen an politischen Prozessen innerhalb der „maskulinistischen, rigiden und militärischen politischen Kultur“ (348) der Türkei in den Blick. Sie fragt nach Ansatzpunkten zur Überwindung der Polarisierung von Frauen durch männlich dominierte und codierte diskursive Konstellationen und zum Aufbau „feministischer Gegenhegemonie“ (357).

Einige Beiträge sind Übersetzungen früherer Publikationen, die anderen wurden eigens für den vorliegenden Band geschrieben. Ziel der Publikation ist es, deutschsprachigen LeserInnen „neuere kritische Ansätze aus den sozialwissenschaftlichen Diskussionen in der Türkei sowie im angelsächsischen Raum“ (15) – gemeint sind Ansätze dort ansässiger türkischstämmiger AutorInnen – zugänglich zu machen. Erfrischend nimmt sich aus, dass insgesamt und gerade bei den „harten“ Themen die Mehrheit der Beiträge von Frauen stammt – sei dies nun Zufall, Widerspiegelung der fachlichen Verteilung oder Absicht der Herausgeber.

Neben im akademischen Bereich bekannten AutorInnen kommen auch NachwuchswissenschaftlerInnen zu Wort. Die Beiträge verbinden anspruchsvolle theoretische Entwürfe mit kenntnis- und detailreichen empirischen und historischen Darstellungen, die sich thematisch und analytisch auf vielfältige Weise ergänzen.

Das Buch vermittelt damit mehr als einen guten Einblick in den *state of the art* turkeibezogener kritischer Sozialwissenschaft. Allerdings hätte eine fallweise stärker eingreifende Übersetzung bzw. ein konsequenteres Lektorat v.a. der Einleitung dem formulierten Anliegen

gut getan. In manchen Fällen erschließt sich die Argumentation durch den Satzbau (Yalman) oder die überreichlich verwendete Fachsprache (Şener) nur mühsam. Der im Untertitel genannte Begriff der „Europäisierung“ ist etwas irreführend, denn die Herausgeber grenzen sich von diesem kritisch ab, und auch die übrigen Aufsätze verbindet eher das analytische Paradigma „neoliberaler Globalisierung“.

Jenseits dieser Detailkritik ist den Herausgebern eine äußerst zeitnahe, lesenswerte und zu Diskussionen anregende Publikation gelungen, die ein dringend notwendiges Gegengewicht zum Überhang kulturalistisch oder modernisierungstheoretisch gefärbter Literatur über die Türkei bietet.

*Corinna Trogisch*

**Axel Borrmann & Reinhard Stockmann:** *Evaluation in der deutschen Entwicklungszusammenarbeit*. Münster: Waxmann 2009 (= Sozialwissenschaftliche Evaluationsforschung, Bd. 8), Bd. 1: 213 Seiten, Bd. 2: 682 Seiten

Die ausführliche Systemanalyse Evaluation in der deutschen Entwicklungszusammenarbeit (EZ) mit den umfangreichen Fallstudien wurde vor dem Regierungswechsel vom Bundesministerium für Wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung BMZ in Auftrag gegeben. Damit ist die Studie aber keineswegs mit der veränderten politischen Ausrichtung überholt, denn Evaluation, das Thema der Studie, verliert keineswegs an Bedeutung. Es ist vielmehr davon auszugehen, dass die Fragen, die Evaluationen in der deutschen Entwicklungszusammenarbeit

beantworten sollen, an Bedeutung zunehmen.

Das umfangreiche Opus umfasst 2 Bände. Im Band 1, der eigentlichen Systemanalyse werden Methoden und Theorie dargestellt sowie die Praxis der Evaluierungssysteme in den Organisationen analysiert. Die detaillierten Fallstudien von 20 deutschen EZ-Organisationen sind im 2. Band ausgeführt.

Die Studie ist als Fortsetzung der Analyse und Weiterentwicklung des Evaluierungssystems in der deutschen EZ zu sehen. Insofern beginnt die Untersuchung mit der Bestandsaufnahme der Veränderungen und Weiterentwicklung seit der letzten Systemprüfung vor rund 10 Jahren. Ziel war es, die deutsche Evaluierungslandschaft in den verschiedenen Organisationen der EZ, vor allem den sog. staatlichen, genau unter die Lupe zu nehmen. Dazu wurden für das Untersuchungsdesign die Brille der OECD-DAC-Kriterien (*Development Assistance Committee der OECD*) und der DeGEval-Standards (*Deutsche Gesellschaft für Evaluation*) für Evaluationen aufgesetzt. Insgesamt stellen die Autoren fest, dass seit der letzten Studie – wohl auch angestoßen durch die Empfehlungen der Studie in den 90er Jahren – teilweise erhebliche Fortschritte zur Professionalisierung der Evaluationen gemacht wurden.

Sowohl die Qualität der Evaluierungssysteme, wie auch ihre institutionelle Verankerung entsprechen deutlich mehr den internationalen DAC-Kriterien als in den 90er Jahren. Inhaltlich ist die Ausrichtung auf Wirkungen allgemein als *state of the art* anerkannt und eingeführt und die Unabhängigkeit von Evaluierungsabteilungen ist auch bei Nichtregierungsorganisationen weitgehend

realisiert. Als wichtige politische Rahmenbedingungen gingen insbesondere die „Paris Declaration“ zur besseren Koordinierung der internationalen EZ sowie die bekannten Millennium-Entwicklungsziele ins Design mit ein. Eine zentrale Fragestellung, wenn nicht gar die Arbeitshypothese der Autoren, war die Auslotung in Bezug auf die Entwicklung eines möglichst einheitlichen Evaluierungssystems für die gesamte deutsche EZ. Die sog. institutionelle Zersplitterung in eine unübersichtliche Vielzahl von Organisationen, staatliche wie nichtstaatliche, ist seit langem eine international artikulierte Kritik an der deutschen EZ-Landschaft. Die Verschiedenheit von Evaluierungssystemen ist folglich nur der Reflex dieser institutionellen Vielfalt.

Die Untersuchung widmet sich sehr intensiv den methodischen und konzeptionellen Ansätzen, wie sie in den einzelnen Institutionen praktiziert werden und vergleicht diese miteinander, um die jeweiligen Kompatibilitäten und Vergleichsmöglichkeiten herauszuarbeiten. Dabei liegt der Schwerpunkt, wie erwähnt auf der staatlichen EZ, eben den Organisationen, auf deren Politik das BMZ direkten Einfluss ausüben kann. Die Ergebnisse erstaunen Insider der entwicklungspolitischen Diskussion wenig. Die Ausrichtung auf langfristige und strukturelle Wirkungen der Projekte statt der Output-Orientierung stellt den entwicklungspolitischen Mainstream dar.

Die Autoren diskutieren, ihrer Ausgangshypothese folgend, als Schlussfolgerung die Bedingungen und Weichenstellungen für eine stärkere Systembildung. Damit soll insbesondere die Steuerungskompetenz für das Ministerium BMZ ausgebaut werden. Dafür

werden verschiedene Szenarien vorgestellt. Das mit der Studie herausgearbeitete Ziel der stärkeren Systembildung für die Evaluierungen der verschiedenen Organisationen als solches wird nicht diskutiert. Die Argumentation läuft konsequent auf dieses formulierte Ziel hinaus. Eine Gegenüberstellung von Für und Wider einer Vereinheitlichung findet nicht statt. So wird auf mögliche Argumente oder Szenarien für eine Beibehaltung der Vielfalt nicht eingegangen.

Im umfangreichen 2. Band, den Fallstudien werden die untersuchten Organisationen mit ihren Evaluierungssystemen ausführlich und sehr detailreich dargestellt. Das verwendete einheitliche Raster bzw. Gliederungsschema erleichtert den interinstitutionellen Vergleich für die Analyse (s. Band 1). Insgesamt wurden 8 staatliche Organisationen untersucht: BMZ, Bundesanstalt für Geowissenschaften und Rohstoffe BGR, Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit GTZ, Deutsche Investitions- und Entwicklungsgesellschaft DEG, Deutscher Entwicklungsdienst DED, Internationale Weiterbildung und Entwicklung InWent, KfW Entwicklungsbank und Physikalisch-Technische Bundesanstalt PTB. Hinzu kommen die kirchlichen Organisationen Caritas international, Evangelischer Entwicklungsdienst EED, Misereor und das Kolpingwerk SEK. Alle 6 politischen Stiftungen wurden ebenfalls untersucht und bei den Fallstudien aufgeführt. Die ausgesprochen große Vielfalt der Nichtregierungsorganisationen ist in der Studie deutlich unterrepräsentiert. Vielleicht liegt dies nicht zuletzt daran, dass diese nur sehr vermittelt der Steuerung durch das BMZ unterliegen. Die weit über 300 NRO werden hier – repräsentativ oder

nicht, sei dahingestellt – durch die drei Fallstudien vertreten: Welthungerhilfe, Deutscher Volkshochschulverband und der Verband VENRO.

Inhaltlich liegt der Studie eine eindeutige Orientierung auf Systembildung, d.h. eine möglichst weitgehende Vereinheitlichung der Evaluierungssysteme in der deutschen EZ zugrunde. Ob man

diese Auffassung teilt oder nicht, sei dahingestellt. Auf jeden Fall sind Datenreichtum methodisches Vorgehen und der Informationsgehalt eine sehr hilfreiche Quelle und Arbeitsgrundlage für all jene, die sich intensiv mit Evaluierung in der EZ befassen.

Theo Mutter

## Eingegangene Bücher

- Aktionsgemeinschaft Solidarische Welt e.V. (ASW); Fórum da Amazônia Oriental (FAOR) & Forschungs- und Dokumentationszentrum Chile-Lateinamerika e.V. (FDCL): *Amazonien – Stadt Land Fluss. Das größte zusammenhängende Regenwaldgebiet der Erde zwischen Schutz und Nutzung*. Berlin: FDCL 2009, 135 S.  
ISBN: 9783923020454
- Christophersen, Claas: *Kritik der transnationalen Gewalt. Souveränität, Menschenrechte und Demokratie im Übergang zur Weltgesellschaft*. Bielefeld: transcript 2009 (= Global Studies), 282 S.  
ISBN: 9783837612882
- Ellis, Stephen, & Ineke van Kessel (Hg.): *Movers and Shakers: Social Movements in Africa*. Leiden: Brill 2009 (= African Dynamics, Bd. 8), vii + 257 S.  
ISBN: 9789004180130
- Englert, Birgit, & Elizabeth Daley (Hg.): *Women's Rights to Land & Privatization in Eastern Africa*. Oxford: James Currey 2008, 192 S.  
ISBN: 9781847016102 (Pb), 9781847016119 (Gb)
- femina politica. Zeitschrift für feministische Politik-Wissenschaft: *Feministische Postkoloniale Theorie. Gender und (De-)Kolonisierungsprozesse*. 18. Jg., H. 2, Leverkusen-Opladen: Barbara Budrich 2009  
ISSN: 1433-6359
- Gerlach, Olaf; Marco Hahn; Stefan Kalmring; Daniel Kumitz & Andreas Nowak (Hg.): *Globale Solidarität und linke Politik in Lateinamerika*. Berlin: Karl Dietz Verlag 2009 (= Texte/Rosa-Luxemburg-Stiftung, Bd. 58), 276 S.  
ISBN 9783320021962
- Global Policy Forum Euope & terre des hommes (Hg.): *Die globale Entwicklungskrise. Auswirkungen – Reaktionen – Konsequenzen*. Bonn: Gopal Policy Forum Euope, & Osnabrück: terre des hommes 2010, 65 S.  
ISBN: 9783941553002
- Heigl, Miriam: *Der Staat in der Privatisierung. Eine strategisch-relationale Analyse am Beispiel Mexikos*. Baden-Baden: Nomos 2009, 232 S.  
ISBN: 9783832943356
- Hoering, Uwe; Oliver Pye; Wolfram Schaffar & Christa Wichterich (Hg.): *Globalisierung bringt Bewegung. Lokale Kämpfe und transnationale Vernetzungen in Asien*. Münster: Westfälisches Dampfboot 2009, 200 S.  
ISBN: 9783896917737
- Ishida, Takeshi: *Die Entdeckung der Gesellschaft. Zur Entwicklung der Sozialwissenschaften in Japan*. Frankfurt a.M.; Suhrkamp 2008 (= edition suhrkamp, Bd. 2191), 362 S.  
ISBN: 9783518121917
- Korieh, Chima J., & Philomina E. Okeke-Ihejirika (Hg.): *Gendering Global Transformations. Gender, Culture, Race, and Identity*. Abingdon: Routledge 2008, 304 S.  
ISBN: 9780415963251
- Moyo, Dambisa: *Dead Aid. Why Aid is not working and how there is another Way for Africa*. London u.a.: Penguin 2010, 208 S.  
ISBN: 9780141031187
- politische ökologie 118: *Multiple Krise. Ende oder Anfang für eine gerechte Welt*. München: oekom 2009, 72 S.  
ISBN: 9783865811905
- Pospisil, Jan: *Die Entwicklung von Sicherheit. Entwicklungspolitische Programme der USA und Deutschlands im Grenzbereich zur Sicherheitspolitik*. Bielefeld: transcript 2009, 438 S.  
ISBN 9783837610772
- Pries, Ludger: *Erwerbsregulierung in einer globalisierten Welt*. Wiesbaden: VS 2010, 301 S.  
ISBN: 9783531160351
- Reuter, Julia, & Paula-Irene Villa (Hg.): *Postkoloniale Soziologie. Empirische Befunde,*

- theoretische Anschlüsse, politische Intervention.* Bielefeld: transcript 2009 (= Postcolonial Studies), ca. 338 S.  
ISBN: 9783899429060
- Richey, Lisa Ann: *Population Politics and Development: From the Policies to the Clinics.* Houndmills Basingstoke: Palgrave Macmillan 2008, 288 S.  
ISBN: 9780230602922
- Rüsen, Jörn, & Henner Laass (Hg.): *Humanism in Intercultural Perspective. Experiences and Expectations.* Bielefeld: transcript 2009 (= Globaler Humanismus), 280 S.  
ISBN: 9783837613445
- Sausmikat, Nora, & Klaus Fritsche (Hg.): *Civil Society in European-Chinese Relations. Challenges of Cooperation.* Essen: Asienstiftung 2010, 104 S.  
ISBN: 9783933341457
- Schippler, Jasmin: *Urbaner Informeller Sektor: Wirtschaftliches Handeln unter Unsicherheit – Stressoren, institutionelle Arrangements und der Beitrag von Sozialkapital am Beispiel der Schreiben in Gaborone, Botswana.* Erlangen: Fränkische Geographische Gesellschaft 2009 (= Erlanger Geographische Arbeiten, 63), 169 S.  
ISSN: 0170-5172; ISBN: 9783941665002
- Thien, Hans-Günter (Hg.): *Klassen im Postfordismus.* Münster: Westfälisches Dampfboot 2010, 381 S.  
ISBN 9783896917812
- Tripp, Aili Mari; Isabel Casimiro; Joy Kwesiga & Alice Mungwa: *African Women's Movements. Transforming Political Landscapes.* Cambridge: CUP 2009, 280 S.  
ISBN: 9780521704908 (Pb), 9780521879309 (Hb)
- Turner, Bryan S. (Hg.): *Handbook of Globalization Studies.* New York & Oxford: Routledge 2009 (= Routledge International Handbooks), 728 S.  
ISBN: 9780415458085
- Verleger, Rolf: *Israels Irrweg. Eine jüdische Sicht.* Köln: PapyRossa 2009 (= Neue Kleine Bibliothek, Bd. 131), 183 S.  
ISBN: 9783894383947
- Wichterich, Christa: *gleich – ungleich. Paradoxien und Perspektiven von Frauenrechten in der Globalisierung.* Sulzbach/Taunus: Ulrike Helmer 2009, 240 S.  
ISBN: 9783897412897

# WIDERSPRUCH <sup>50</sup>

MÜNCHNER ZEITSCHRIFT FÜR PHILOSOPHIE

## Ideologie Kritik

Umfrage zur Ideologiekritik mit  
 Dietrich Böhler    Karl-Heinz Brodbeck    Helmut Dahmer  
 Alex Demirovic    Erich Hahn    Gerhard Hauck    Herbert Hörz  
 Jan Rehmann    Christine Resch, Heinz Steinert    Hans Jörg Sandkühler  
 Burghart Schmidt    Friedrich Tomberg    Elmar Treptow  
 Christoph Türcke    Wolfgang Wippermann    Ulrich Enderwitz

Konrad Lotter  
 Zwei Begriffe der Ideologie und Ideologiekritik.

Becker, Martino, Scheuring, Ware, Weicker  
 Kommodifizierte Ironie, Humor im Spannungsfeld von Ideologie und Kritik

Alexander von Pechmann  
 Ideologiekritik im „Widerspruch“

Samuel Salzborn  
 Zwischen Historiografie und Ideologiekritik  
 Überlegungen zur Systematik von Hannah Arendts Antisemitismus-Theorie

ID - ER

MÜNCHNER ZEITSCHRIFT FÜR  
PHILOSOPHIE

Heft 50

## Ideologiekritik

– Umfrage mit Dietrich Böhler,  
Karl-Heinz Brodbeck, Helmut  
Dahmer, Detlev Claussen,  
Alex Demirović, Erich Hahn,  
Gerhard Hauck, Jan Rehmann,  
Heinz Steinert, Hans Jörg  
Sandkühler, Burghart Schmidt,  
Friedrich Tomberg, Elmar  
Treptow, Christoph Türcke u.a.

– zwei Begriffe zur Ideologie

---

Tengstr. 14 | D-80798 München  
tel. & fax 089/272 04 37  
[www.widerspruch.com](http://www.widerspruch.com)